

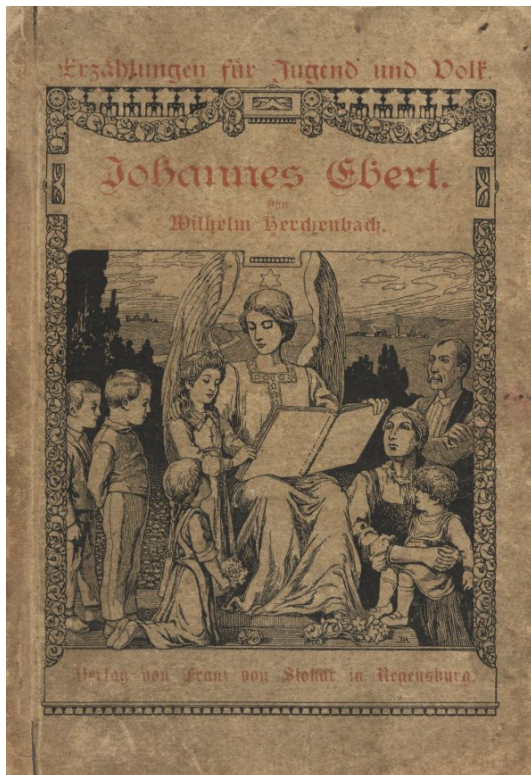


Wilhelm J. Herchenbach

Johannes Ebert



1887



I

Vor 400 Jahren war die Stadt Mülheim am Rhein noch ein kleiner Ort, und es war nicht einmal ein Hufschmied in derselben, weshalb die dort wohnenden Bauern in die Umgegend wandern mußten, wenn sie ihr Pferde beschlagen lassen wollten oder eines eisernen Werkzeuges bedurften. Eines Tages aber kam ein kräftiger Bursche auf der Landstraße dahergewandert und sang in einer fremden Sprache ein lustiges Lied.

Als er an das erste Haus kam, schaute ein Mann zum Fenster hinaus; der Wanderer nahm seine Mütze vom Kopfe und fragte, ob es einen tüchtigen Schmiedemeister im Orte gebe und wo derselbe wohne.

„Einen Schmiedemeister gibt es in Mülheim zu unserm Verdrusse nicht,“ gab Jochem zur Antwort, „aber wenn es Dir recht ist, so kannst Du die Nacht in meinem Hause schlafen.“

Dem Schmiede kam dieses Anerbieten gerade recht, denn er hatte den Weg von Düsseldorf bis hierher gemacht, ohne etwas zu genießen. Eiligst trat er in die Stube, wo Jochems Frau, die Eva, eben den Tisch deckte. Johannes grüßte sie viel freundlicher, als sie es von ihren eigenen Leuten gewohnt war; sie nickte ihm deshalb lächelnd zu und sprach: „Ihr kommt gerade recht, denn gleich werden wir essen und ihr könnt teilnehmen.“

Johannes verneigte sich und gab zur Antwort:

„Ich danke Euch von ganzem Herzen.“ Die wenigen Worte klangen der Frau so wunderbar, daß sie gleich hinterher fragte: „Wo seid Ihr denn zu Hause, junger Mann?“

„In Spanien,“ gab Johannes zur Antwort.

Die Frau sah ihn ganz verwundert an, denn sie hatte Spanien immer als ein sehr entferntes Land nennen hören und nie daran gedacht, daß sie noch einmal in den Fall kommen werden, einen Mann aus diesem Lande als Gast bei sich zu haben. „Setzt euch,“ sprach sie, „gleich werden unsere Knechte kommen, und dann wird sogleich gespeist.“

In diesem Augenblicke wurde die Tür geöffnet und ein Knecht trat hastig ein. „Wir müssen durchaus eine Schmiede haben,“ sagte er, „denn die Handwerker draußen helfen immer zuerst ihren eigenen Bewohnern und lassen uns warten.“

Jochem wies auf den Spanier und gab zur Antwort: „Wir haben schon einen, den Johannes Ebert.“ Der erhob sich und gab zur Antwort: „Wenn ich eine Schmiede und Handwerksgerät besäße, so sollte Euch allen geholfen werden.“

„Gebt ihm Euer Häuschen im Wingert,“ sprach der Knecht, „es zerfällt ohnehin, wenn es nicht gebraucht wird.“

Die Unterhaltung hatte jetzt ein Ende, denn die Knechte und Mägde des Jochem traten in die Stube, um das Mittagessen einzunehmen. Sie setzten sich zu Tische, und der Fremde erhielt seinen Platz neben dem Hausherrn. Der Meisterknecht erhob sich und sprach das Tischgebet, und die ganze Gesellschaft stimmte in dasselbe ein. Die Knechte und Mägde aßen schweigend, nur flog zuweilen ihr Blick zu dem Fremden hinüber. Als die Mahlzeit beendet war, verließen die Knechte und Mägde das Gemach und Jochem blieb mit dem Spanier allein zurück. „Johannes,“ sprach er, „was mein Knecht gesagt hat, ist die volle Wahrheit; wir müssen eine Schmiede haben, und wenn Du Dein Handwerk gründlich verstehst, dann wäre hier ein guter Platz für Dich.“

„Ich verstehe es gründlich und bin zu jeder Probe bereit, aber woher sollte ich das Geld bekommen, um mir Handwerkszeug und Eisen anzuschaffen?“

„Davon nachher, Johannes, erst die Probe.“

Er stand auf und verließ die Stube, kam aber bald mit einem zerbrochenen Hufeisen zurück. „Was kannst Du daraus machen?“ fragte er.

„Es läßt sich vielerlei daraus machen,“ gab Johannes zur Antwort.

„Würdest du ein Handbeil daraus verfertigen können?“

„Warum nicht?“ fragte Johannes und schob das Eisen in den brennenden Ofen. „Aber ich

muß einen Hammer, eine Zange und ein Eisen haben, auf dem ich schmieden kann," sagte er.

Jochem ging hinaus, um die Gegenstände zu suchen. Bald kam er mit den gewünschten Dingen zurück und überreichte sie dem Johannes. „Ein großes Meisterstück läßt sich mit diesem Handwerkszeug nicht machen," sagte er lachend und holte das unterdessen glühend gewordene Hufeisen aus dem Ofen und gab sich ans Schmieden, daß die Funken stoben.

Jochem sah schon bald, daß er ein gelernter Schmied war, aber er wünschte das Handbeil zu haben und blieb bei ihm, bis es fertig war und Johannes ihm dasselbe überreichte. „Es fehlt nur die Schneide," sagte Jochem schmunzelnd. „Wenn meine Nachbarn damit einverstanden sind, werden wir Dich als Schmied von Mülheim anstellen."

Johannes war damit zufrieden; aber er sagte, man müsse ihm alles geben, denn er sei so arm, wie eine Kirchenmaus.

„Eigentlich müßte ich mit meinen Nachbarn sprechen," sagte Jochem, „aber dann dauert es wieder länger; ich glaube deshalb, daß wir am besten tun, gleich nach Solingen oder Düsseldorf zu fahren, um alles Notwendige einzukaufen. Auf dem Wege können wir noch manches überlegen, was Du zum Betriebe Deines Handwerks nötig hast."

„Mir ist es recht," sagte Johannes, „aber im voraus muß ich Euch mitteilen, daß ich kein Geld habe, und Euch erst durch meine Arbeit ersetzten kann, was Ihr für mich tut."

„Es wird sich schon finden," sprach Jochem und ging hinaus, um den Karren anspannen zu lassen; dann holte er einen Beutel Geld von seiner Kammer hinab, und sie stiegen beide auf den Karren und ließen das Tier laufen. Auf dem Wege fragte Jochem, was er brauche.

„Ich muß einen Blasebalg, einen Amboß, Hämmer und Zangen, Eisen und einen Lehrling haben, der den Blasebalg zieht."

„Es soll schon Rat werden," sprach Jochem und schlug die Pferde, daß sie desto rascher weiter kamen. In kurzer Zeit kamen sie in Düsseldorf an und fuhren durch die Festungswerke in das Innere der Stadt. In der Altstadt brachten sie das Pferd im Wirtshause unter und gingen umher, um nach einem Blasebalg, Zangen und Hämmern zu suchen. So gelangten sie in die Schmiede eines Mannes, der schon alt war und sein Handwerk gern dran gegeben hätte, wenn er sein Handwerkszeug los gewesen wäre. Die beiden merkten es wohl und boten ihm deshalb den dritten Teil der Summe, welche die Sachen wert waren. Der Schmied bedachte sich, rechnete hin und her und schlug am Ende zu.

Nun zog Jochem seinen Beutel aus der Tasche und zählte ihm die Summe auf dem Amboß vor;

dann holten sie den Karren, luden alles Gekaufte auf und fuhren froh von dannen. Auf dem Heimwege wurden sie einig, daß Johannes dem Jochem die ausgelegte Summe nebst den Zinsen schulde und dieselbe nach und nach heimzahlen müsse. Johannes schlug mit Freuden zu und willigte auch in die Pacht der Wohnung uns versprach, alles heimzuzahlen, sobald er dazu imstande sei.

„Das wird schon gehen," sprach Jochem, „dann wirst Du für unser Dorf und für andere in der Umgegend so viel zu tun bekommen, daß Deine Einnahmen Dich reichlich nähren werden."

Johannes war mit dem Abkommen zufrieden und richtete seine Schmiede ein, so daß er schon in acht Tagen anfangen konnte, die Mülheimer zu bedienen. Froh und munter sang er seine spanischen Lieder und hieb dabei mit dem Hammer auf das glühende Eisen, daß die Funken weit umherstoben. Bald konnte er die Bestellungen allein nicht mehr fertigen, denn es kamen alle Tage mehr Aufträge aus Mülheim und der Umgegend, und sie wurden immer größer.

„Sieh," sagte er eines Tages zu seinem Bälgezieher, „wärest Du ein paar Jahre länger bei mir gewesen, so könntest Du den Hammer führen; jetzt aber muß ich noch einen neuen Gehülften haben, denn die Arbeit wird zu viel. Ich muß heute nach Düsseldorf und mir einen, der etwas versteht, aussuchen. Nimm die Schmiede wohl in acht und sage den Leuten, daß ich noch heute zurückkommen werde."

Damit ging er hinweg und machte sich mit raschen Schritten auf den Weg. In Düsseldorf kannte er einen Schmiedegesellen, der ihm wohl wollte und der früher oft den Wunsch ausgedrückt hatte, daß er gern mit ihm zusammen arbeiten wollte. Zu diesem ging er, und da derselbe seit einigen Tagen keine Arbeit mehr hatte, so brachte er ihn gleich mit.

Robert May, so hieß er, war seinem Meister besonders zugetan und arbeitete mit einem Eifer, der jeden in Verwunderung setzte. Da sich die Kundschaft mit jedem Tage vermehrte, so mußte er bald der Gesellen ein halbes Dutzend anstellen, und doch konnten sie die Arbeit kaum bewältigen.

Ein Jahr nach dem Andern ging vorüber und Johannes begann ein wohlhabender Mann zu werden. Die Mädchen von Mülheim waren ihm alle gewogen; Johannes aber hatte seine Augen auf die Tochter eines armen Mannes geworfen, weil sie arbeitsam und tugendhaft war. Zu dieser ging er nun und bot ihr Hand an. Das Mädchen war freudig bewegt; aber sie weigerte sich dennoch, denn ihr Vater war alt und arbeitsunfähig geworden und sie wollte ihn sich nicht selbst überlassen. Johannes aber sprach:

„Mein Geschäft wirft auch für ihn genug ab; er soll bei uns wohnen und Essen und Kleidung haben.“

Da sagte sie mit Freuden Ja.

Johannes begab sich nun zu Jochem und fragte ihn, ob er ihm die Schmiede und das Grundstück, welches zu derselben gehörte, nicht verkaufen wolle. Jochem sah den Meister groß an und sprach: „Verkaufen will ich es wohl, aber ich muß bares Geld dafür haben; dessen wirst Du aber wohl keines besitzen, denn es hat lange genug gedauert, bis Du mir bezahltest, was ich Dir geliehen.“

Johannes aber antwortete: „Wenn man so ganz ohne Mittel anfangen muß, wie ich, dann dauert es immer lange, bis man seine Schulden bezahlen kann. Sagt mir nur, was Ihr haben müßt. Wenn Ihr aber mehr fordert, als ich zahlen kann, so muß ich von hier wegziehen und mir einen andern Wohnort aussuchen.“

Jochem gab zur Antwort: „Wir hatten früher einen tüchtigen Schmiedemeister hier am Orte; es ging ihm gut und er kaufte sich ebenfalls ein eigenes Besitztum, aber kaum war er Eigentümer, so vernachlässigte er seine Arbeit, und man hat ihm später alles verkauft, so daß er hinwegwandern mußte. Seitdem waren wir ohne Schmiede, bis Du hierherkamst. Wenn es Dir auch so ginge, das sollte mir leid tun.“

„Ich hoffe es besser zu machen, als mein Vorgänger,“ antwortete Johannes. Jochem stellte nun seine Forderung, und sie war nicht größer als die Barsumme, welche Johannes daheim liegen hatte. Er schlug also ein, und noch am nämlichen Tage wurde der Kaufakt unterschrieben und das Grundstück bezahlt.

Vier Wochen später führte er seine Margarete heim; der alte Vater lebte erst jetzt recht auf und seine Frau lernte die edelsten Eigenschaften ihres Gatten erst nach der Hochzeit kennen. Sie wurde auf den Händen getragen und ihr Vater hatte es in seinem Leben nicht so gut gehabt, wie jetzt. Margarete fühlte sich sehr glücklich, denn sie fand in ihrem Gatten alles, was sie suchte. Er war arbeitsam und liebevoll für sie und ihren Vater. Unter Hülfe der Gesellen, deren nach und nach sechs wurden, ordnete sie den Garten, grub ihn und bepflanzte ihn mit solchen Kräutern und Pflanzen, die sie alle Tage für die Haushaltung brauchte. Er war so groß, daß sie außerdem zwei Kühe, zwei Schweine und eine Ziege halten konnte, so daß sie nichts zu kaufen brauchte und imstande war, ihre Gesellen selbst zu nähren.

Es war ein Leben in der Schmiede, daß jeder seine Freude daran hatte, aber es dauerte nur ein Jahr, da kam der kleine Peter auf die Welt und die Mutter starb am dritten Tage. Johannes, der eben am Ambosse stand, wur-

de von der Aufwärterin herbeigerufen. Nichts Böses ahnend, verließ er die Schmiede und trat in das Zimmer der Wöchnerin. „Nun, Margarete, was wünschst Du?“ fragte er.

Seine Frau gab keine Antwort. Da beugte er sich zur ihr nieder, aber, wie von einem Schläge getroffen, fuhr er empor und rief im schmerzlichen Tone aus: „Mein Gott, sie ist tot!“ Aber die Hoffnung, es könne nur Täuschung sein, erfüllte sein Herz. Er lief zur Schmiede und rief: „Geschwind laufe einer von Euch zum Pfarrer. Er soll ohne Aufschub hierher kommen und nach meiner Frau sehen.“

Plötzlich entstand ein Stillstand mit dem Hämmern und der erste Meisterknecht warf den seinigen hin und lief spornstreichs zum Pfarrer; er traf ihn gerade an der Tür und sagte ihm seines Meisters Bitte.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er.

Der Meisterknecht konnte ihm keinen Bescheid geben, deshalb ging er mit langen Schritten mit ihm. Als er in das Gemach trat, fand er den Johannes vor dem Bette Margaretens knien und ihre Hand in den seinigen haltend.

„Sie ist tot, Pfarrer,“ sprach er.

Ein Blick des Geistlichen auf die Leiche sagte diesem, daß es sich wirklich so verhielt. „Mein Gott, welch ein Unglück,“ sagte er.

Johannes Tränen waren versiegt, aber er fühlte sich so namenlos unglücklich, daß er nicht wußte, was er tat. Er ging davon in den nahen Wald, wo er bis zum Abend umherwanderte. Ein Holzhacker fand ihn zwischen dem Gestrüppe sitzen und brachte ihn mit nach Hause; aber er sprach mit niemand, sondern setzte sich neben die Tote hin und schaute ihr immer ins Gesicht. Drei Tage und drei Nächte blieb er sitzen, und als die Leiche in den Sarg gelegt wurde, schaute er sie mit so traurigen Blicken an, daß jeder, der es sah, von innigem Mitleide ergriffen war.

Als die Leiche zur Erde bestattet wurde, begleitete er sie zwar, aber es ging ihm wirr im Kopf umher, und als die Beerdigung vorüber war, sprach er zu einem Verwandten: „Ich muß jetzt gleich nach Spanien, Sorge Du für das Kind!“

Der Verwandte nickte, denn alle hatten gemerkt, daß ihm seit dem Tode seiner Frau der Verstand abhanden gekommen war. Von der Gruft ging Johannes nicht nach Hause, sondern vertiefte sich, ohne von den leidtragenden Personen gesehen zu werden, in den Wald. Hier setzt er sich unter einen Eichenbaum. In Gedanken aber war er auf der Reise nach Spanien, denn es kam ihm vor, als ob seine Frau dorthin gereist sei und er im Begriffe stehe, sie wieder zu holen. Er rief die Namen der Städte, wo er sich angekommen glaubte, mit lauter Stimme

aus und sprach nur spanisch.

Ein Mann von Mülheim, der nicht weit von ihm entfernt mit dem Niederschlagen eines Baumes beschäftigt war, hörte seine unverständlichen Gespräche und lauschte. „Das ist der Schmied,“ sprach er zu sich selbst und begab sich zu ihm hin.

„Was macht Ihr hier, Meister Johannes?“ fragte er. Johannes sah ihn mit Verwunderung an und sprach: „Seid Ihr in Spanien? Wer hätte das gedacht? Ihr könnt jetzt mit mir gehen und mir helfen, meine Frau aufsuchen. Ich denke sie in Sevilla zu finden; glaubt Ihr nicht auch?“

Dem Holzfäller ging eine Gänsehaut über den Rücken, als er seinen Nachbar so unverständlich reden hörte; aber er dachte, es werde wohl am besten sein, wenn er ihn in sein Haus bringe. „Steht auf,“ sprach er deshalb zu ihm, „ich werde Euch begleiten.“

Er erhob sich und der Nachbar gab ihm einen Arm und führte ihn über den Bach nach der Schmiede. Als er dort ankam und die Schmiedegesellen sag, die alle vor der Tür standen und ihm mit trüben und traurigen Gesichtern entgegenschauten, strich er sich mit der Hand über das Gesicht und schaute sie verwundert an. Plötzlich riß er sich von dem Arme seines Begleiters los und schlug die Richtung nach dem Walde wieder in. Zwei seiner Gesellen folgten ihm, um ihn heimzubringen; aber im Walde, wo er bald bergauf, bald bergab ging, verloren sie ihn aus den Augen. Sie suchten zwar den Wald durch; als sie ihn aber nicht fanden, kehrten sie am Abend zurück. Sie hatten aber die Absicht, morgen sich wieder auf den Weg zu machen.

Während sie am folgenden Morgen beim Frühstück saßen und sich berieten, welchen Weg sie einschlagen sollten, fuhr ein Karren vor der Schmiede vor und bald darauf traten zwei Bauersleute ein, welche die Mitteilung machten, sie hätten in der Nacht am Ufer der Ruhr ein lautes Hülfegeschrei vernommen und seien aus den Betten gesprungen, um nachzusehen, was es gäbe. Anfang hätten sie, obschon es mondhell gewesen, nichts bemerkt, aber als sie im Begriffe gestanden, wieder zurückzukehren, habe eine Woge einen Gegenstand ans Ufer gespült, und als sie zu demselben gelaufen seien, hätten sie erkannt, daß es ein Mensch gewesen. „Wir trugen ihn in unser Haus und zündeten Licht an. Das Gesicht war ganz von Schmutz bedeckt; deshalb wuschen wir es und erkannten nun den Schmiedemeister Ebert. Unsere übrigen Leute waren auch aufgestanden; der eine gab diesen, der andere jenen Rat. Wir taten uns auch redliche Mühe an, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, aber es gelang uns nicht. Am Morgen luden wir ihn auf den Karren und fuhren ihn hierher.“

Die Schmiedegesellen sprangen alle vom Ti-

sche auf, liefen hinaus und traten an den Karren. Mit tränenden Augen nahmen sie die Leiche vom Wagen und trugen sie hinein. Bald verbreitete sich die Kunde in ganz Mülheim, und die Bewohner kamen herbeigelaufen, um die Leiche zu sehen. In aller Augen glänzten Tränen, denn der Schmied war ein munterer und leutseliger Mensch gewesen, den jeder geliebt hatte.

Michael, des Johannes Schwager, der in den Taglohn ging, kam auch herbei, und der alte Vater wankte heran und sprach: „Nun hat unser Dorf keine Schmiede mehr; die Gesellen aber sind gut und willig, und wenn sie einen Herrn hätten, würden sie gerne bleiben.“

„Vater,“ sagte Michael, „des kleinen Peter Erbteil muß gewahrt werden. Ich will der Vormund des kleinen Knaben werden und das Geschäft übernehmen.“

Damit waren alle zufrieden, und Michael zog am nämlichen Tage in die Schmiede. Die Gesellen blieben alle in der Arbeit. Peter aber ließ den Johannes begraben und sagte zu dem Meisterknechte: „Lehre mich das Schmieden, denn wenn ich des Kindes Verwalter sein soll, dann muß ich es können.“

Der Meisterknecht fand es zwar etwas sonderbar, aber er war ein guter Mensch und ließ es sich gefallen. Michael war nun den ganzen Tag in der Schmiede und hämmerte darauf los, daß es eine Art hatte. Früher hatte er niemals daran gedacht, dieses Handwerk zu treiben, aber da es eine treffliche Einnahme gewährte, so entschloß er sich mit leichtem Sinne dazu.

Die Bewohner von Mülheim, welche die Leiche des Johannes zum Grabe geleiteten, waren schon in Sorge, wie sie einen Nachfolger finden sollten; aber als sie sahen, daß Michael es mit den Gesellen weiter trieb, waren sie zufrieden, und da sie ebenso gut bedient wurden, wie früher, so blieben sie bei dem alten Geschäfte.

Michael paßte so gut auf, daß er rasch voranschritt und nach einigen Jahren ein vollkommener Schmied war. Um den Knaben aber bekümmerte er sich wenig, sondern ließ ihn, wo er in Pflege war. Niemals ging er hin, und die Leute merkten wohl, daß er die Absicht hatte, sich selbst in den Besitz des Gartens zu setzen. Nach drei Jahren verheiratete er sich und nahm den Knaben zu sich; doch bekam dieser von ihm nur schnöde und harte Worte zu hören, und wenn er nur ein kleines Versehen begangen hatte, schlug er ihn so roh, daß sich die Nachbarn ins Mittel legten.

Einmal prügelte er ihn so heftig durch, daß der Knabe in den Wald lief. Als er am Abend noch nicht zurückkam, ließ ihn der Schmied aufsuchen und den ganzen Wald durchstreifen, aber die Sucher kehrten mit der Nachricht

zurück, da sie ihn nirgends gefunden hätten. Michael wettete und fluchte, aber heimlich wünschte er, daß er auf der Flucht verhungern möge, dann war er der Erbe der Schmiede.

Peter aber war von seinem Pflegevater so oft mißhandelt worden, daß er die Absicht hatte, nicht wieder zu ihm zurückzukehren; er war dem Laufe der Ruhr gefolgt und fand ein Boot an derselben liegen, in welches er hineinkroch. Bald war er in Schlaf gefallen; während der Nacht aber erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß das Boot von seiner Ankerstelle gelöst wurde und den Strom hinabtrieb. Bei Duisburg lief es in den Rhein und schoß die ganze Nacht abwärts.

Das Kind erwachte am Morgen und stellte ein bitterliches Weinen an, denn es sah, daß es in eine fremde Gegend getrieben war. Bald meldete sich auch der Hunger und sein Weinen wurde lauter. Aber es war kein Fahrzeug auf dem Rheine, niemand hörte ihn. Erst gegen Abend stieß das Boot ans Land und blieb liegen. Peter sah, daß es fest zwischen dem Gehölze und dem Ufer lag, und kletterte hinaus. Da es schon zu dunkeln begann, so schaute er überall umher und gewahrte in der Ferne eine Landstraße. Auf dieser hielt er sich und begegnete bald einer Kutsche, worin ein Herr und eine Dame saßen.

„Was mag dem Kinde sein?“ sagte die Dame und winkte den Kleinen heran. Peter eilte auf die Kutsche zu und die Dame hob ihn herein. Sie merkte bald, daß er Hunger hatte, und reichte ihm ein Stück Brot und ein Glas Wein.

„Wo kommst Du denn her?“ fragte die Dame.

Der Knabe gab zur Antwort: „Ich bin meinem Oheim entflohen, weil er mich immer so sehr schlug. Nehmt mich mit.“

„Das können wir nicht tun,“ sagte die Dame, „denn wir sind eben auf dem Wege, in Mülheim ein Kind zu holen.“

Der Knabe begann bitterlich zu weinen; das tat der Dame sehr leid und sie fragte ihn, wie er heiße. „Johannes Ebert,“ gab er zur Antwort, „aber ich habe meinen Vater und meine Mutter nicht gekannt, denn sie sind bei der Geburt gestorben.“

Der Herr sprang bei diesen Worten von seinem Sitze auf und fragte den Knaben, aus welchem Lande sein Vater gewesen sei.

„Aus Spanien,“ gab Peter zur Antwort.

„Gott sei Lob und Dank, so bist Du der Knabe, den wir abholen wollen. Mein Bruder und ich flogen in der Welt umher und wußten wenig voneinander, aber als ich wieder nach Hause kam, wurde mir von der Behörde ein Brief übergeben, der von ihm kam und worin er mir meldete, daß er in den Ehestand getreten sei und in Mülheim am Rhein eine Schmiede habe.

Ich war froh, daß er sein Auskommen hat-

te, aber ich nahm mir vor, ihn bald zu besuchen, da ich meine Beschäftigung ebenfalls in Deutschland hatte. Da wurde ich plötzlich nach Spanien gerufen; ich hatte daselbst mit meinem Bruder eine große Erbschaft gemacht. Als ich die Sache geregelt hatte, kehrte ich um, meinen Bruder und seine Frau zu holen; aber in Holland erfuhr ich, daß sie beide tot seien und nur einen Knaben zurückgelassen hätten.“

Der Knabe hatte aufmerksam gelauscht; jetzt aber erhob er ein lautes Jubelgeschrei und tanzte auf dem Schoße des Oheims. Herr Ebert ließ den Wagen nun rasch rollen, und bald erreichten sie eine Stadt, wo sie in einem Gasthofs abstiegen. Peter war so müde, daß er bald einschlieff. Herr Ebert aber schrieb einen Brief nach Mülheim an den Michael, in welchem er ihn bat, gleich nach Erhalt nach Amsterdam abzureisen und ihn in der goldenen Krone zu treffen. Dann schickte er einen Boten mit dem Briefe und dem Reisegelde nach Mülheim.

Der Bote eilte, was er konnte, und brachte den Brief an seine richtige Adresse. Michael durchlas denselben und begab sich zu seiner Frau. Bald kam er mit dem Bescheide zurück, daß sie es nicht für nötig hielten, die Arbeit zu versäumen, und daß sie froh seien, daß sich Peter in den richtigen Händen befinde.

Rasch kehrte der Bote zurück und reiste nach Amsterdam, um Herrn Ebert die Nachricht zu bringen. Als dieser die Antwort Michaels erhielt, lachte er und schrieb einen Brief an den Bürgermeister von Mülheim, daß er den Knaben mit nach Spanien nehme.

Bisher hatte in Mülheim niemand es der Mühe wert gehalten, von dem kleinen Peter zu sprechen; aber jetzt wurde es anders, denn sein Geschick bekam plötzlich ein ganz anderes Ansehen, und zum Aerger des Schmiedemeisters Michael sprach man in allen Wirtshäusern von ihm.

Peter aber reiste mit Oheim und Tante schon am folgenden Tage zu Schiffe nach Spanien ab. In der Nähe von Alicante stiegen sie ans Land und hatten bald ihr Gut erreicht. Es war ein großes Gebäude mit Gärten Weinbergen, aber der Reichtum bestand in einem Silberbergwerke, das von vielen Arbeitern durchsucht wurde. Peter fand es in diesem Lande nicht allein schöner als in Mülheim, sondern die ewig scheinende Sonne machte auch alles lieblicher und heiterer, und sein Oheim und seine Tante, die selbst keine Kinder hatten, taten auch alles mögliche, um ihm das Leben schön und heiter zu machen.

II

Ein paar Tage ließen ihn seine Pflegeeltern frei herumspringen und sich die Umgegend beschauen. Bald stellte er sich an des Hügels Ende und warf seine Augen auf das Meer. Stundenlang konnte er da sitzen und wurde niemals müde, auf das unermessliche Wasser zu schauen. Zuweilen kamen Schiffe vorüber, dann lief er zu Onkel und Tante, zog sie mit sich hinaus und fragte, ob sie an Mülheim vorüber kämen. Sie hatten Mühe, ihm diesen Gedanken auszureden, denn er war stets der Meinung, daß der kleine Fluß bei Mülheim bis hierher laufe und auf seinem weiten Wege so groß geworden sei.

Verwundert schüttelte er den Kopf bei ihren verneinenden Antworten und fragte sie vielerlei, daß sein Oheim Jonas Ebert lachend zu seiner Frau Maria sprach: „Du mußt bald anfangen, ihn zu unterrichten, denn er fragt mehr, als ihm beantwortet werden kann.“

„Er muß noch einige Wochen herumlaufen,“ gab Maria zur Antwort; „er kommt ja jetzt von der Neuheit der Gegenstände nicht zur Ruhe.“

Darin hatte sie recht; denn jeden Augenblick fragte er: „Was für ein Baum ist das, und der da, und der Strauch mit den grünen, glänzenden Blättern und den dicken, gelben Früchten?“ Maria antwortete ihm: „Das ist ein Palmbaum, dessen Früchte sehr gut schmecken, und der andere ist ein Apfelsinenstrauch, dessen Früchte mit der Zeit ganz dick und süß werden.“

Aus der Tiefe scholl jetzt das Läuten von Kirchenglocken zum Berge herauf. Peter horchte auf und lief nach der andern Seite des Berges. „Vater, Mutter,“ rief er plötzlich aus, „kommt einmal hierher!“

Sie nahten sich ihm lächelnd und er zeigte mit dem Finger in die Tiefe, indem er ausrief: „Was ist das für eine Stadt?“

„Das ist die Stadt Alicante,“ antwortete der Oheim. „Morgen ist Sonntag, dann gehen wir dorthin zur Kirche, und Du gehst auch mit.“

Lieber wäre es ihm gewesen, wenn sie sogleich aufgebrochen wären, aber der Oheim sagte ihm, daß es heute nicht angehe, weil er nachher seine Arbeiter zu löhnen habe.

Peter stand noch lange auf dem Punkte und schaute auf die Häuser und Kirchen der Stadt hinab. Nach und nach wurde es dunkel; in den Straßen funkelte Licht auf und auch vor den Häusern sah er einen hellen Schimmer, so daß sein Herz vor Freude pochte.

Früher war er zuweilen zur Abendzeit in den Straßen seiner Vaterstadt umhergewandelt, aber dort war die Schmiede seines Oheims am hellsten beleuchtet; er dachte sich deshalb, daß die da unten liegende Stadt hauptsächlich nur von Schmieden bewohnt sei, und trat langsam

den Heimweg an.

In der Schreibstube seines Oheims sah er Licht; er trat deshalb hinein und fand daselbst die Bergmänner, welche das Silber zu Tage förderten und jetzt ihren Wochenlohn erhielten. Er beschaute sie mit Erstaunen, denn sie sahen ganz sonderbar aus. Am meisten verwunderte er sich über die großen silbernen Ohringe und die langen Mützen, die sie auf dem Kopfe trugen. Er empfand Furcht vor ihnen, und als ihn einer der Männer anredete, machte er sich aus dem Staube und eilte zu Tante Maria, die eben damit beschäftigt war, das Abendessen zu bereiten.

Sie plauderte mit ihm und er stellte eine solche Menge von Fragen, daß sie nur die wenigsten zu beantworten wußte. Als sein Oheim die Arbeiter des Bergwerks ausbezahlt hatte, kam er ins Haus und Maria trug das Abendessen auf. Der Knabe war den ganzen Tag so viel umhergelaufen, daß er gleich nach dem Abendessen in Schlaf fiel.

Sein Oheim nahm ihn deshalb auf den Arm und trug ihn in sein Schlafzimmer, wo er ihn entkleidete und zu Bette legte. Dann setzte er sich mit seiner Frau vor die Thüre auf die Bank, wo sie sich noch eine Zeitlang über die Lebhaftigkeit des Knaben unterhielten. „Morgen, wenn wir nach Alicante gehen,“ sprach Maria, „will ich ihm Schreibhefte kaufen und den Unterricht mit ihm beginnen. Wenn er das Deutsche schreiben und lesen kann, wird er so weit herangewachsen sein, daß wir ihm einen Lehrer für das Spanische geben können.“

Joseph war eigentlich der Meinung, daß er noch ein halbes Jahr unbeschäftigt umherspringen müsse, aber er fügte sich dem Wunsche seiner Frau; dann gingen sie zu Bette.

Am folgenden Morgen, als sie sich erhoben, war Peter schon wach und kleidete sich an, denn es wurde ihm zu lang, bis er in die gestern abend entdeckte Stadt kam. Mit einem freundlichen „guten Morgen“ kam er in das Schlafzimmer von Oheim und Tante.

Maria hatte einen neuen Anzug für ihn fertigen lassen und sagte ihm, daß er diesen anlegen müsse, weil es heute Sonntag sei. Sie kleidete ihn an, aber der Knabe war hochverwundert, daß er jetzt so ganz anders aussah, wie früher. Maria aber sagte ihm: „Du mußt jetzt wie ein Spanier aussehen!“ Da sein Oheim dasselbe sagte, so ließ er es sich gefallen.

Als das Frühstück vorüber war, wanderten sie im Zickzack den Berg hinab und kamen an das Ufer der See und nach kurzer Wanderung in die Stadt. Wie riß Peter die Augen auf, als er die fremdartigen Häuser und die vielen geputzten Menschen sah, die unter den hohen Palmbäumen am Meeresufer hinwandelten. Er

meinte in einer andern Welt zu sein und starrte mit verwunderten Blicken in das Gewirre der Vorüberwandelnden hin. Seine Verwandten hießen ihn in ihrer Mitte gehen, weil sie fürchteten, er möchte sich von ihnen begeben und sich verirren.

Bald kamen sie an eine Kirche, zu der die Leute in großen Scharen hinwallten. Auch seine Verwandten traten in dieselbe und nahmen Platz auf einer Bank. Er sah, daß alles schön und prächtig war, aber von dem Gesange der Gemeinde und den Worten des Priesters verstand er kein einziges.

Nach dem Gottesdienste durchschritten sie wieder die Straße und er bemerkte in den Kaufläden eine Menge unbekannter Dinge, so daß er aus dem Fragen nicht herauskam. Maria kaufte in einem Laden einige Hefte für ihn, die der Oheim Joseph in die Rocktasche steckte. Dann gingen sie durch ganz Alicante, und dem Knaben eröffnete sich eine neue Welt. Als er die Stadt gesehen hatte, kehrten sie nach ihrer Wohnung auf dem Berge zurück; Peter fragte aus dem Hundertsten ins Tausendste, so daß ihm seine Wohlthäter kaum Antwort genug geben konnten. Nach dem Essen sprach Tante Maria zu ihm, ob er wohl lesen und schreiben lernen möchte.

„Ja, das möchte ich wohl können,“ gab er zur Antwort, „aber ich werde es niemals lernen. In unserm Dorfe konnte es nur der Pastor und vielleicht auch der Herr auf dem Schlosse Broich.“

„Dann würde es ja ein großer Vorzug für dich sein, wenn Du es auch könntest,“ gab Maria zur Antwort. Sie holte aus ihrer Tasche ein großes Buch und zeigte ihm in demselben ein kleines i, welches er leicht an dem Düpfelchen über dem Kopfe kennen konnte. Bald suchte er hurtig alle i auf der Seite und schlug sie um, denselben Buchstaben auch auf der andern Seite zu suchen. Die Tante aber sagte, es sei nun genug, denn er müsse den Buchstaben auch schreiben lernen. Sie nahm nun eines der in Alicante gekauften Hefte und schrieb ihm mit einer Feder den gelernten Buchstaben auf.

„O, das kann ich auch,“ sagte er, indem er die Feder aus Marias Hand nahm und sie so tief in das Tintenfaß tauchte, daß es einen großen Klecks im Heft gab. Er sah ganz verwundert drein und begann zu weinen. Tante Maria aber tröstete ihn, putzte ihm die Finger und sagte: „Du mußt mit dem Tintenehmen vorsichtig sein und acht geben, wenn Du die Feder in das Fäßchen eintauchst.“

Zum zweitenmal nahm er sich in acht und es ging besser. Mit dem Federhalten wollte es indessen noch nicht recht gehen, aber Peter lernte es doch bald, sie richtig zu halten, und übte sich so lange, bis er das i sowohl lesen als schreiben

lernte.

„Jetzt ist es für heute genug,“ sagte endlich Maria.

„O nein, laß mich noch etwas schreiben,“ bat er.

Sie nahm nun auch das n und m noch vor, und er lernte sowohl die Druck- als die Schreibbuchstaben.

„Wenn es so fortgeht,“ sagte Maria, „dann wirst Du bald ein tüchtiger Student.“ Sie begab sich in die Küche, Peter aber schrieb noch immer fort: „i, n, m“ und sagte jedesmal den Namen des Buchstaben dabei. Dann nahm er das dicke Buch und suchte darin die gelernten Buchstaben auf.

Sein Onkel Joseph stand eine Zeit lang hinter ihm und schaute ihm lächelnd zu. Endlich umarmte und küßte er ihn und sprach: „Höre nun auf, Peter, es ist für heute genug!“

Da schlug er das Buch zu und sprang von dannen, aber die Buchstaben schwebten ihm noch immer vor den Augen und er schrieb sie auch draußen mit einem Stecken in den Sand, bis er von der Mutter hereingerufen wurde.

Kaffee gab es damals noch nicht, aber Maria hatte ein Glas Milch für jeden von ihnen zurechtgestellt, und bei Milch und Brot waren sie sehr fröhlich.

Peter bad die Tante, sie möchte noch weiter mit ihm studieren, aber sie wies ihn ab und sagte ihm, er solle bis zum Abend herumspringen. Er mußte sich am Ende fügen, aber wohl hundertmal schrieb er mit seinem Stecken die gelernten Buchstaben in den Sand.

Am folgenden Tage lehrte sie ihn wieder einige Buchstaben und sie zu kleinen Wörtern zusammensetzen. Die Freude des Knaben war unbeschreiblich, denn er machte immer neue Entdeckungen von Wörtern, die er nun machen konnte, und freute sich über alle Maßen.

Es zeigte sich sehr bald, daß er eine außergewöhnliche Anlage zum Lernen hatte; denn als endlich der Winter kam, konnte er fast geläufig lesen und schreiben. Eines Tages hatten sie Besuch von einem deutschen Professor, der bei einer höheren Schuld in Alicante angestellt war.

Derselbe war nicht wenig erstaunt, als er sah, welche Fortschritt der kleine Knabe gemacht hatte, und er redete den Pflegeeltern so lange zu, bis sie sich einverstanden erklärten, daß Peter von jetzt ab seine Schule besuchte und vom Morgen bis zum Abende bei ihm blieb.

Maria konnte sich nicht leicht entschließen, den Knaben von sich zu lassen, aber Professor Mandel stellte ihr den Nutzen so deutlich vor, daß sie endlich von ihrem Widerspruche abstand und einwilligte. Peter aber freute sich unbeschreiblich, denn das Lernen war ihm schon in der kurzen Zeit zu einem Bedürfnisse gewor-

den. Kaum konnte er den folgenden Morgen erwarten.

Mit der Sonne war er auf und wollte ohne Frühstück hinabeilen, aber Maria litt das nicht und er mußte warten, bis er sein Morgenbrot genossen hatte.

Der Oheim und die Tante brachten ihn zu Professor Mandel, denn sie hielten es für notwendig, ihn warm zu empfehlen. Der Herr Professor erwartete sie schon. Er stand auf dem Hofe und war von seinen Schülern umgeben, als sie eintraten. Sogleich trat er auf die zu und reichte Peter die Hand; dann stellte er ihn den übrigen Schülern vor und sagte ihnen, daß er das Spanische noch nicht verstehe, daß sie also noch eine Weile Geduld hamit ihm haben müßten.

Den Schülern war es kaum begreiflich, daß er ihre Sprache nicht verstehen sollte, und einige wandten sich sogleich mit Fragen an ihn, aber er zuckte die Achseln, denn er verstand sie nicht. Joseph Ebert und Maria wandten sich jetzt an den Professor und sagten ihm, daß der Weg nach Hause in der brennenden Mittagshitze zu weit für ihn sei und daß sie ihn am liebsten bei ihm zu Tische ließen. Der Professor war damit zufrieden und forderte ihnen nur eine unbedeutende Summe ab, die sie mit Freuden zusagten.

„Am besten wäre es für ihn, wenn Sie ihn ganz hier ließen,“ sagte er zu ihnen, „denn er muß zuerst die spanische Sprache lernen, deshalb ist es sehr gut für ihn, wenn er nur von Spaniern umgeben ist.“

Seine Pflegeeltern gingen nicht gerne darauf ein, denn sie hatten den Knaben lieb und wollten seine Gesellschaft nicht gern eine ganze Woche entbehren, aber der Professor redete ihnen so lange zu, bis sie darauf eingingen und sich entfernten.

Der Professor nahm ihn nun mit sich in die Schule und trug ihm auf, sich anfangs nur die Sprache anzuhören. Er tat es, verstand aber kein Wort davon. Wenn ihm der Professor aber seine Fragen auf deutsch sagte, dann hob er rasch den Finger und gab in der Regel eine richtige Antwort. Als der Morgenunterricht vorbei war, sprach Mandel zu ihm: „Damit Du das Spanische verstehen lernst, wird es nötig sein, daß ich Dir Privatunterricht gebe, und wir wollen jetzt damit anfangen.“

Peter war damit sehr zufrieden, und der Professor nannte ihm auf spanisch die Namen der Gegenstände, die sich in der Stube befanden, die er ihn aussprechen und niederschreiben lehrte. Peter hatte eine so große Freude daran, daß er selbst beim Essen beständig fragte. In der Nachmittagschule blitzte sein Auge auf, wenn eines von den Wörtern vorkam, welche er heute morgen gelernt hatte.

Als die Schule zu Ende war, machten sie zusammen einen Spaziergang an den Ufern des Meeres vorüber und Mandel lehrte ihn die Namen der Gegenstände, die sie sahen und die er ihn so lange nachsprechen ließ, bis er sie kannte.

„Nun müssen wir nach Hause zurückkehren,“ sagte der Professor, „denn das Lernen tut not. Wenn Du aber einmal den anderen bei bist, dann wirst Du sie rasch überholen.“

Peter lächelte über diese Prophezeiung, denn es kam ihm vor, als wenn er dazu sein ganzes Leben lang brauche.

Zu Hause angekommen, schrieb ihm der Professor das Zeitwort „haben“ in allen Versionen auf, las ihm dasselbe vor und forderte ihn auf, es nachzusprechen und auswendig zu leinen, während er selbst die Arbeiten seiner Schüler korrigierte.

Er lernte es und schrieb es nieder, und viel eher, als der Professor es erwartet hatte, teilte er diesem mit, daß er es könne, „Schön!“ gab dieser zur Antwort, „sage es mir einmal der Reihe nach vor!“

Als er im Hersagen keinen Fehler machte, nickte er vergnügt und stellte ihm Fragen, die er beantworten mußte. Das ging so trefflich, daß Lehrer und Schüler ganz vergnügt wurden. Der Professor lehrte ihn noch das Hilfszeitwort „sein“ und stellte noch eine Menge Fragen, die er alle gut beantwortete. „Du wirst das Spanische bald lernen,“ sprach er. „So viel Du kannst, muß Du Dich auch mit Deinen Mitschülern unterhalten, damit Du nicht aus der Uebung kommst, und wir beide wollen künftig auch nur spanisch zusammen sprechen. Du wirst sehen, daß Du Dich schon am kommenden Sonntage ein wenig mit Deinen Pflegeeltern unterhalten kannst. Jetzt aber wollen wir einen Spaziergang miteinander machen.“

Sie gingen hinaus an das Meer und der Professor unterhielt sich mit dem Knaben in der Form, daß ihm derselbe auf seine Frage Antwort geben konnte. Auf ihrem Wege kamen sie an einen Fischer, der eben sein Boot in die See stieß.

„Wollen Sie noch hinaus, um zu fischen?“ sagte der Professor. „Ich muß noch einige Fische für unsern Gasthof fangen,“ gab der Mann zur Antwort, „aber ich warte schon seit einer Stunde auf meine Gehülfen.“

„So nehmt mich und den Knaben mit,“ antwortete der Professor. „Wenn Ihr wollt, so soll es mir ein Vergnügen sein; es würde mir sonst ohnehin zu spät.“

Die beiden stiegen ein; der Schiffer ruderte und der Professor setzte sich ans Steuer, der Knabe aber nahm seinen Platz in der Mitte des Kahnnes und sie fuhren ein Stück Weges in die See hinein. Dort warf der Fischer seine Netze

aus, und nach einiger Zeit hob er sie mit Hilfe des Lehrers in die Höhe. Als die gefangenen Fische in den Kahn geschüttet wurden, fragte Peter voll Verwunderung: „Was für Fische sind das?“

Der Professor nannte ihm die Namen und hielt ihn an, daß er sie behalte, Peter hatte auf diese Weise während der Zeit des Fischfanges auch etwas zu tun, und er freute sich kindlich darüber. Als das Fischen aufhörte, nannte er dem Professor die Namen derselben, und dieser gab mit einem zustimmenden Kopfnicken seinen Beifall zu erkennen.

Der Fischer hatte bald genug für die Küche des Gasthofes, und sie kehrten wieder an das Land zurück.

Zu Hause angekommen, nahm der Professor noch einmal das Gelernte mit ihm durch; dann sagte er ihm, daß er künftig sich mit seinen Mitschülern unterhalten müsse; anfangs werde es allerdings schlecht genug ausfallen, aber mit der Zeit werde es schon gehen.

Peter hatte so großes Vergnügen an der Erlernung der spanischen Sprache, daß er in der ersten Woche schon viel lernte. Am künftigen Sonntage in der Frühe trafen ihn sein Oheim und seine Tante in der Kirche. Der Professor gab ihnen die Versicherung, daß er schon einiges mit ihnen werde sprechen können; aber weder der Oheim noch die Tante wollten das glauben. Um so mehr verwunderten sie sich, als sie sich davon überzeugten.

„In einem halben Jahre werde ich ihn so weit haben, daß er das Spanische sprechen kann, wenn auch nicht ohne Fehler,“ sagte der Professor; „denn er hat großes Talent und rühmensehens Fleiß!“

Sein Oheim und seine Tante freuten sich über das Zeugnis des Lehrers und kehrten sehr vergnügt heim. Zu Hause angekommen, freuten sie sich ungemein über seine Fortschritte und sagten ihm, er möge nur so fortfahren, damit er nach einem halben Jahre immer heimkehren könne, wenn die Schule geschlossen sei.

Von jetzt ab waren die Sonntage eine wirkliche Freudenzeit für seine Pflegeeltern, denn mit jeder Woche lernte er das Spanische besser, und sie sahen voraus, daß einst ein tüchtiger Mann aus ihm werden würde. Nachdem das halbe Jahr herum war, brachte Mandel ihn zurück und gab die Versicherung, daß er jetzt wieder zu Hause wohnen könne.

Joseph Ebert und Maria waren hochentzückt darüber, denn sie liebten den munteren Knaben sehr. In den Ferien brachte einer der Bergleute seinen Sohn Rodrigo mit, den Peter seines Fleißes wegen liebte, und welcher auch die Schule des Professors Mandel besuchte. Rodrigo aber war bereits in einer höheren Klasse, weshalb Pe-

ter ihn sehr beneidete.

Er wußte es deshalb bei seinem Onkel fertig zu bringen, daß dieser in den Freistunden stets zu ihm kam und sie ihre Arbeiten gemeinschaftlich machten; aber die Zeit, welche sie übrig hatten, wurde nicht verschwendet, sondern Rodrigo lehrte ihn die Fächer, welche in seiner Klasse vorgenommen wurden. Er war so fleißig, daß er im künftigen Jahre bei der Prüfung ein Examen machte, welches selbst den Professor Mandel in Erstaunen setzte,

„Mein Junge,“ sagte er, „Du kannst mit Rodrigo in die höhere Klasse steigen.“

Das hatte Peter gewollt, und er freute sich so sehr über seine Fortschritte, daß er dem Rodrigo manches Geschenk machte. Die beiden Knaben blieben gute Freunde und später mußte Peter der Lehrer des Rodrigo werden.

Eine Reihe von Jahren vergingen, und die Schule des Herrn Mandel bot nichts mehr für die beiden Knaben. Sie entschlossen sich deshalb, die Universität von Salamanca zu besuchen, aber Rodrigos Vater war nicht in der Lage, die Kosten aufzubringen. Peter sprach deshalb mit seinem Oheim und brachte es durch langes Anhalten dahin, daß er die Kosten vorzustrecken versprach.

Als die Universität den Unterricht begann, reisten sie mit den vortrefflichen Zeugnissen ihres Lehrers und von Joseph Ebert begleitet, nach Salamanca und stellten sich den Professoren vor. Sie wunderten sich über die Jugend der beiden Jünglinge und über die glänzenden Zeugnisse. Der Oheim ließ sich ein Logis für die beiden Jünglinge anweisen und brachte sie dort unter; dann reiste er wieder zurück und verließ die beiden jungen Leute mit Mahnungen vor einem losen Wandel und vor der zu intimen Bekanntschaft mit anderen Studenten.

Die beiden jungen Leute aber dachten nicht daran, sondern gaben sich mit großem Eifer dem Studium hin und wiesen alle Worte der Verführung, die an sie gerichtet wurden, mit Entschiedenheit von sich. Als die halb-jährigen Ferien herankamen, konnten sie sich mit Aufrichtigkeit sagen, daß sie etwas gelernt hatten, während viele von ihren Mitschülern nicht mit diesem Troste in die Ferien gehen konnten, sondern sich sagen mußten, daß sie ihre Zeit gänzlich nutzlos in Salamanca zugebracht hatten. Die beiden aber reisten mit dem Bewußtsein, ihre Zeit gut angewendet zu haben, in die Ferien.

Herr Joseph Ebert hatte ihnen geschrieben und Reisegeld zugeschickt. In dem Briefe riet er ihnen an, welchen Weg sie einschlagen sollten, um möglichst viel Merkwürdiges zu sehen; besonders sollten sie nicht versäumen, sich einige Tage zu Madrid, zu Aranguez und Toledo

aufzuhalten. In den Palmenwäldern von Elche wollten er und Maria sie dann an einem voraus bestimmten Tage abholen.

Die beiden Studenten reisten mit einem außerordentlichen Frohsinn in der vorgeschriebenen Route und freuten sich in hohem Grade über all das Schöne, welches sie aus ihrem Wege sahen. Als sie das Gewirre von Madrid hinter sich hatten, besuchten sie das liebliche Aranguez und begaben sich dann nach dem alten Toledo, welches sie wegen seiner berühmten Vergangenheit und seiner alten Gebäude am meisten anzog; aber sie verweilten auch hier nicht länger, als ihnen Herr Ebert vorgeschrieben hatte. Bereichert an Kenntnissen, setzten sie ihren Weg fort, allenthalben das Hervorragende in Augenschein nehmend, und erreichten endlich die Palmenstadt Elche. Als sie in dem von Ebert bezeichneten Gasthofe abstiegen, wunderten sie sich, Ebert und Maria noch nicht dort zu finden; aber ohne Zeit zu verlieren, machten sie sich auf den Weg, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Sie freuten sich außerordentlich an den riesigen Palmbäumen mit den schönen Früchten und kehrten nach ihrem Rundgange wieder in den Gasthof zurück, wo aber die Erwarteten noch nicht angekommen waren. Spät am Abend verbreitete sich in Elche das Gerücht, bei Alicante sei ein Unglück in einem Bergwerke geschehen. Erschrocken horchten die beiden Jünglinge zu, denn außer ihrem Bergwerke gab es, soviel sie wußten, kein anderes bei Alicante. Sie waren auf das Tiefste erschüttert, konnten aber nichts Näheres erfahren. Sie hielten es aber am besten, sich keinen Augenblick länger in Elche zu verhalten, sondern sogleich den Heimweg anzutreten. Um schneller hinwegzukommen, baten sie den Wirt, seinen Wagen anspannen zu lassen, und fuhren sofort von dannen.

Als sie die Stadt Alicante erreichten, verließen sie den Wagen und eilten durch die schlafende Stadt den Berg hinauf. Als sie oben ankamen, sahen sie überall Feuerbrände lohnen, aber das Haus, in welchem Peter so lange gewohnt hatte, war verschwunden. Aus dem Loche aber stieg ein breiter Wasserstrahl empor und rauschte den Berg hinab ins Meer.

Peter fiel bei diesem Anblicke zusammen und verlor die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in den Armen des Professors Mandel. Wirt schaute er umher und sah eine Anzahl von Bergleuten umher stehen, die alle trübe den Kopf hängen ließen.

Da sprang er auf und fragte seinen Lehrer nach seinen Eltern. Dieser wollte nicht recht mit der Sprache heraus, als aber Peter immer drängender wurde, da gab er zur Antwort: „Dein Vater ist in den Trümmern erdrückt worden, und Deine Mutter ist schwer beschädigt.“

„Wo sind sie?“ fragte er.

Der Professor nahm ihn am Arm und führte ihn zu einem Platze, wo die beiden Ausgegrabenen am Boden lagen. Ein Arzt und eine barmherzige Schwester waren damit beschäftigt, der Maria, die ohne Bewußtsein dalag, die gebrochenen Arme und Beine zu verbinden. Onkel Joseph aber war bereits verschieden. Peter war es, als sei die Erde über ihm zusammengestürzt. Der Arzt und die Nonne aber redeten ihm freundlich zu und ermahnten ihn, sich in den Willen Gottes zu ergeben.

Leise weinend saß er zwischen den beiden Lieben, die ihm so viel Gutes erwiesen hatten, und wünschte, ebenfalls zu sterben. Endlich wurde es hell und es kamen Arbeiter mit Bahren, welche die Leichen und Verletzten nach Alicante hinabtragen sollten.

Es waren der Personen viel mehr, als Peter erwartet hatte; auch Rodrigos Vater befand sich unter denselben. Als die Träger die Leichen und Verletzten nach Alicante hinabtrugen, warf Peter einen Blick um sich und gewahrte den aus der Tiefe aufsteigenden See, in welchen der Aussage der Begleiter nach über zwanzig Bergleute versunken waren.

„Wo ist Rodrigo geblieben?“ fragte er einen seiner Begleiter.

„Der arme Junge ist nach Alicante hinabge-eilt, wo sein Vater im Spital liegt,“ gab der Gefragte zur Antwort.

Die Leichen wurden noch an demselben Tage begraben, die Verunglückten aber ins Spital hinabgetragen, wo die Aerzte sich gleich Marias annahmen und sie untersuchten. Sie schüttelten die Köpfe und sagten Peter, daß an ihr Aufkommen nicht zu denken sei. Dem jungen Manne war das eine sehr schmerzliche Nachricht. Er dachte nicht an sich, sondern an die beiden, die ihm so außerordentlich lieb gewesen waren; er war so traurig, daß er die Trostworte nicht hörte, sondern aus dem Weinen und Trauern nicht herauskam.

III

Seine Tante erwachte in der Nacht aus ihrer Bewußtlosigkeit und schaute Peter sehr betrübt an; dieser kam ebenfalls aus seinem brütenden Zustande zu sich und rief mit einem herzdurchdringenden Schrei: „Mutter, meine geliebte Mutter!“

Maria bat mit schwacher Stimme, jemand zu rufen, bei dem sie ihr Testament machen könne. Der Knabe erhob sich, um den Auftrag zu erfüllen. Als er das Haus zu verlassen im Begriffe war, trat ihm der Direktor desselben entgegen und fragte ihn nach seinen Wünschen.

„Meine Mutter wünscht ihr Testament zu machen,“ gab er zur Antwort, „und ich soll einen Mann suchen, der es niederschreibt.“

„Mein Sohn,“ entgegnete der Direktor, „Du brauchst nicht weit zu gehen, denn es ist ein Beamter hier, der schon mehrere Testamente aufgenommen hat. Warte nur ein wenig, er wird sogleich kommen.“

Bald erschien der Mann mit zwei Zeugen und sprach zu Peter: „Führe mich zu Deiner Mutter!“

Peter ging vor dem Manne her zu dem Bette seiner Mutter. Als diese sie sah, bat sie mit schwacher Stimme, sich zu eilen, da sie glaube, daß es zu Ende gehe. Der Notar setzte sich sogleich nieder und schrieb das Testament nieder. „Ich hatte gedacht, unserm Neffen Peter Ebert unser ganzes Vermögen zu hinterlassen,“ sprach sie, „aber der Unglücksfall in unserm Silberbergwerke legt mir noch andere Pflichten auf. Ich bestimme deshalb, daß mein Vermögen in zehn Teile geteilt wird und daß mein Neffe Peter Ebert davon ein Zehntel erhält, die übrigen neun Zehntel sollen unter diejenigen verteilt werden, denen in unserm Bergwerke ein Unglück zugestoßen ist, und überlasse ich die Verteilung dem Herrn Professor Mandel zu Alicante. Das Bergwerk auf dem Berge soll meinem Neffen Peter allein überbleiben.“

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, versagte ihr die Stimme, und bald darauf hauchte sie ihren Geist aus. Peter sah noch lange weinend an ihrem Sterbebette; beim Anbruche des Morgens erhob er sich und ging zum Hause des Professors Mandel. Auf der Treppe fiel er zusammen; ein paar Schüler trugen ihn ins Bett, wo ihn eine schwere Krankheit überfiel, Mandel ließ ihn pflegen und brachte, so oft es ihm die Zeit erlaubte, selbst an seinem Bette zu.

Die Krankheit ging endlich vorüber, aber als er sich zum erstenmal erholte und aus seinem Bette aufstand, schwankte er hin und her. Sein erster Gang war zu den Gräbern seiner Geliebten; aber Mandel erlaubte ihm nicht, lange daselbst zu bleiben, weil er einen Rückfall fürchtete.

Am Abende dieses Tages legte ihm der Lehrer die Abrechnung vor, aus welcher er sah, daß ihm noch soviel blieb, um 6 Jahre davon zu leben. „Es ist gut,“ sagte er, „aber ich möchte mit Rodrigo sprechen.“

„Der arme Junge,“ sagte Mandel, „es hat ihm gerade gegangen, wie Dir. Wie ich höre, liegt er noch krank in seiner alten Hütte.“

„Morgen will ich zu ihm gehen,“ antwortete Peter. Am folgenden Morgen verließ er das Haus des Professors und ging den Berg hinauf zu der Hütte des Rodrigo. Er traf den Jüngling

in der Hütte bleich und abgemagert auf einer Bank sitzen. Peter setzte sich neben ihn und fragte ihn, wie es ihm ginge.

„Meine Krankheit ist gehoben,“ gab Rodrigo zur Antwort, „aber ich fühle mich ganz verlassen, weil ich niemand mehr habe, der an mir Anteil nimmt.“

„Einer ist Dir geblieben, mein lieber Rodrigo! Dein Freund Peter wird immer in Liebe an Dich denken!“

Rodrigo drückte ihm schweigend die Hand und sprach: „Hast Du schon daran gedacht, was Du künftig tun wirst?“

„In 14 Tagen beginnen die Studien an der Universität wieder, und ich gedenke, dort meine Studien fortzusetzen. Du wirst doch auch mitgehen?“

Rodrigo schaute den Freund traurig an und entgegnete: „Obwohl es mir das Liebste wäre, so darf ich doch nicht daran denken, denn ich erbe nichts von dem Nachlasse Deiner Verwandten. Mein Vater hatte kurz vor dem Unglücksfalle eine Summe von Deinem Oheim erhalten, die der ihm zugesprochenen Entschädigung gleich kam. Ein Gläubiger hat dieses Geld in Anspruch genommen, und so bleibt mir nichts, um meine Studien fortzusetzen.“

„Es bleibt mir so viel übrig, um uns beide durchzubringen,“ antwortete Peter, „was ich besitze, gehört auch Dir.“

Rodrigo jubelte vor Freuden laut auf und fiel dem Freunde jubelnd um den Hals. „Wenn Du mir dieses Opfer bringen willst,“ sprach er, „so werde ich Dir später, wenn ich selbst Geld erwerben kann, alles zurückzahlen.“

„Von Zurückzahlen ist keine Rede,“ antwortete Peter; „wenn Du Dich wohl genug fühlst, wollen wir morgen abreisen.“

„O, seit ich weiß, daß ich durch Deine Güte weiterstudieren kann, fühle ich mich wohl.“

„So gehe mit mir zu Herrn Professor Mandel, damit wir ihm unsern Entschluß mitteilen.“

Die beiden Jünglinge verließen nun Arm in Arm die Anhöhe und gingen zur Schule hinab. Der Professor war in hohem Grade verwundert über ihren Entschluß, aber er war dennoch froh darüber, weil er fürchtete, das stille Hinbrüten werde ihnen noch nachteiliger für ihre Gesundheit sein, als die Fortsetzung ihrer Studien. „Wann wollt Ihr abreisen?“

„Morgen Früh,“ gab Peter zur Antwort.

Da der Professor am folgenden Tage keinen Unterricht hatte, so fand ihr Vorhaben seinen Beifall. „Ich werde Euch bis Elche begleiten,“ sagte er. „Macht Euch heute reisefertig, damit wir uns morgen in der Frühe auf den Weg machen können.“

Als Rodrigo sie verlassen hatte, sprach Peter: „Der arme Junge hat nichts mehr und er müßte

seine Studien aufgeben, wenn ihm keine Hilfe würde; ich habe ihm versprochen, für ihn zu zahlen, und ich hoffe, daß Sie nichts dagegen haben.“

„Peter,“ sprach Mandel, „wenn es auch im allgemeinen nicht wohlgetan ist, sein Geld zu verleihen, wenn man keine Sicherheit hat, es wieder zu bekommen, so gibt es doch Ausnahmen. Rodrigo ist ein strebsamer und ehrlicher Jüngling, daß Du an ihm nicht verloren sein wirst. Ich werde Dir morgen für Euch beide Geld mitgeben.“

Den Rest des Tages plauderten sie zusammen und der Professor machte ihm Mitteilungen über die Orte und Gegenden, die sie mit Vorteil besuchen könnten, dann gingen sie beide zu Bette und schliefen, bis am folgenden Morgen Rodrigo an ihre Tür pochte. Bald kam auch der Wagen, der sie nach Elche bringen sollte. Sie beeilten sich deshalb mit dem Frühstück und fuhren davon. Als sie aber eine Strecke weit gefahren waren, ließ der Professor einhalten und machte mit den Jünglingen eine Partie des Weges zu Fuß, denn er hielt es für notwendig, daß sie ihre Kräfte stärkten. Sobald sie aber Müdigkeit verspürten, mußten sie wieder auf den Wagen steigen.

Gegen Mittag kamen sie in Elche an, wo einige Stunden gerastet wurde. Im Gasthofs zog Mandel eine Reiseroute aus der Tasche, die er ihnen mit der Weisung übergab, dieselbe zu befolgen, da sie auf diesem Wege eine Menge landschaftlicher Schönheiten genießen würden und außerdem Gelegenheit hätten, ihre historische Wissenschaft zu erweitern. Nach dem Mittagessen nahm er Abschied von ihnen und kehrte nach Alicante zurück; die beiden Jünglinge aber setzten ihre Reise fort und kamen, einen Tag vor dem Beginne der Vorlesungen in Salamanca an, wo sie ihr altes Quartier bezogen und mit Freuden empfangen wurden.

Wie sie schon im ersten halben Jahre getan hatten, lebten sie nur für ihre Studien und kümmerten sich nicht um die bunte Wirtschaft der übrigen Studenten. Wenn sie ihre Arbeit vollendet hatten, machten sie einen Gang durch die alte Stadt und studierten die Gebäude, welche noch aus den Zeiten der Römer übrig geblieben waren, so daß sie ihre Kenntnisse stets vermehrten. In den Ferien kehrten sie stets nach Alicante zurück, machten aber immer einen andern Weg, so daß sie das ganze Land kennen lernten.

Als die Studienjahre vorüber waren, kehrten sie heim und fanden den Professor Mandel krank. Er war in den letzten Jahren in sich gesunken und fühlte jetzt die Herankunft des Todes; deshalb rechnete er mit Peter ab und bevollmächtigte ihn, sein Guthaben aus der Bank

zu holen.

Peter erschrak, als er ihn wiedersah, denn er erkannte, daß es mit ihm vorüber war. Er ließ die berühmtesten Aerzte kommen, die ihm alle mögliche Sorgfalt angedeihen ließen, aber ihn doch nicht retten konnten. Vier Wochen später wurde er auf dem Kirchhofe zu Alicante begraben und Peter und Rodrigo begleiteten seine Leiche zur Gruft.

Als sie vom Begräbnisse nach Hause kamen, sprach Peter zu Rodrigo, „Gehe nun zu dem Vorgesetzten der Gemeinde und melde Dich zu dem erledigten Posten.“

Rodrigo antwortete: „Dir kommt das Amt zu, nicht mir!“

Peter aber gab zur Antwort: „Mein Beruf ist es nicht, Du aber hast von der ersten Stunde an gesagt, daß Du Dich dem Lehrfache widmen wolltest.“

Er ging also zu der Behörde und meldete sich. Diese war hoch erfreut, einen so tüchtigen Nachfolger zu bekommen, und sagte ihm die Stelle zu. Als er im Amte war, sprach Peter zu ihm: „Ich werde jetzt eine Reise nach Deutschland machen, dort habe ich noch ein Eigentum, welches ich zu verkaufen trachten muß. Gelingt es mir, dann werde ich vielleicht zurückkommen. Bis dahin gehabe Dich wohl.“

Rodrigo war über diesen Entschluß erstaunt, weil er fürchtete, daß es ihm an Reisegeld gebrechen werde. Peter aber gab ihm zur Antwort: „Es ist noch so viel übrig, daß ich hin- und wieder zurückreisen kann. Sei nur um meinewillen außer Sorge. Eines Tages komme ich wieder und werde mir eine Stelle an einem Bergwerke suchen. Bis dahin lebe wohl!“

Rodrigo reichte ihm die Hand und sprach zu ihm: „Komme sobald als möglich wieder!“

Peter hatte all sein Geld zusammen genommen, aber in seinen Taschen befand sich nur der Tagesbedarf; die Hauptsumme aber hatte er in zwei Beuteln auf dem Rücken und der Brust unter seinen Kleidern verborgen, denn es war damals eine schlimme Zeit und niemand war sicher vor Räubern und Dieben. Um auch den übrigen Teil des Landes kennen zu lernen, wanderte er zu Fuß an, mittelländischen und balearischen Meere hinauf und besuchte alle hervorragenden Städte am Meeresufer und in einiger Entfernung, suchte es aber so einzurichten, daß er sich stets in den größeren Städten einige Tage aufhielt. Es kam ihm dabei nicht auf einen Umweg und große Beschwerden an. Wenn er nur seine Kenntnisse bereicherte, so achtete er die Mühen und Beschwerden nicht. Als er endlich zu Barcelona angekommen war, vergönnte er sich eine Woche Ruhe, um den Montserrat zu besteigen und die ganze Stadt mit ihrer Umgebung in Augenschein zu nehmen, Dann aber

nahm er einen Platz in einem öffentlichen Wagen und fuhr nach Frankreich. Dort aber überfiel ihn eine solche Sehnsucht nach der Heimat, daß er ein Pferd kaufte und den geradesten Weg nach Mühlheim einschlug.

In Düsseldorf angekommen, fand er dort alles in großer Aufregung, denn einige Tage vorher hatte der Graf von Berg ein großes Turnier dort abgehalten und die Stadt war noch voller Ritter und Edelleute, so daß er die Augen weit aufmachte, als er alle die Gewaffneten sah. Als er aber hörte, daß es sich bloß um Kurzweil gehandelt habe, setzte er seinen Stab weiter und kam am Abende desselben Tages in Mühlheim an; aber es war schon dunkel, als er die Schmiede erreichte. Auf dieselbe zugehend, fand er seinen Oheim nicht in der Schmiede, sondern einen fremden Menschen. Verwundert schaute er ihn an, aber er kannte ihn nicht. Er wollte sich wieder entfernen, wandte sich aber um, trat in die Schmiede und fragte nach Michael. Der Schmied ließ den Hammer ruhen, beschaute den Fremden und gab zur Antwort: „Der Michael ist seit einem Jahre tot; seine Frau und seine Kinder sind ebenfalls nicht mehr am Leben.“

„Wem gehört denn die Schmiede jetzt?“

„Wie ich gehört habe, soll der ehemalige Besitzer Johannes Ebert einen Sohn hinterlassen haben, der mit seinem Oheim in die Fremde gegangen ist. Niemand kennt seinen Aufenthalt, deshalb hat Herr Jochem, unser jetziger Bürgermeister, das Eigentum des Peter Ebert für die Gemeinde in Besitz genommen, bis der Peter wiederkommt, oder bis er Sicherheit von seinem Tode hat.“

Peter hatte genug gehört; er zog sich von der Schmiede zurück und begab sich zum Hause des Jochem. Mit dem mußte eine große Veränderung vorgegangen sein, denn über der Thür hing ein Schild, auf dem er sah, daß er jetzt Bürgermeister von Mühlheim war, und darunter hing eines, welches sein Haus als Gastwirtschaft anzeigte. Vor der Tür standen eine Anzahl Pferdekrippen, und in demselben Augenblicke fuhren einige hochbeladene Karren vor.

Peter trat in das Haus und fand die Gaststube voller Menschen; aber vergebens sah er sich nach Jochem und Eva um. Er wendete sich an die bedienenden Söhne derselben und fragte, ob er die Nacht im Hause schlafen könne. „Es ist noch ein Zimmer übrig,“ erhielt er zur Antwort.

„So führen Sie mich in dasselbe und bringen Sie mir das Abendessen dorthin,“ sagte er.

Das Zimmer lag auf der ersten Etage nach der Straße hin. Als er sich, müde vom Wandern, dort niederließ, hörte er in der anstoßenden Stube sprechen. „Weiß Gott, wenn der Knabe nicht bald zurückkehrt, so werden wir ihn nicht mehr sehen,“ hörte er eine Stimme sagen.

„Sein Oheim Joseph wird ihm doch wohl soviel zurücklassen, daß er hier der Erbschaft nicht mehr bedarf,“ antwortete eine weibliche Stimme.

Peter sprang auf, denn offenbar war von ihm die Rede; er verließ deshalb sein Gemach und klopfte an die Tür neben demselben. Eine Stimme rief: „Herein!“ Er öffnete die Tür und stand vor dem alten Jochem und Eva, seiner Frau. Die beiden alten Leute starrten ihn eine Weile an, aber plötzlich rief der Bürgermeister: „Das ist ein Gesicht und eine Gestalt, als ob es der Schmied Johannes Ebert wäre!“

„Er ist es nicht selbst, sondern sein Sohn Peter,“ gab der junge Mensch zur Antwort. Die beiden Alten verwunderten sich über alle Maßen und nötigten ihn zum Niedersitzen. „Du bist wahrlich zur rechten Zeit wiedergekommen,“ sagte der alte Jochem; „doch davon wollen wir nachher reden. Sage mir zuerst, ob Dein Oheim und Deine Tante auch mit hier sind.“

„Sie sind beide schon einige Jahre tot,“ gab Peter zur Antwort und erzählte ihnen alles, was sich seit seiner Anwesenheit in Spanien dort zgetragen hatte.

Jochem und seine Frau bedauerten aufrichtig den frühen Tod seines Oheims. „Nun,“ sagte Jochem, „die Erbschaft ist Dir nicht fortgelaufen. Ja, Dein Schwager Michael hat Dein Vermögen noch bedeutend vermehrt, und seit seinem Tode hat es schöne Frucht getragen. Es steht unter meiner Verwaltung; nun aber werde ich es Dir übergeben, damit Du damit beginnen kannst, was Du willst. Morgen werden wir weiter darüber reden! Erzähle Du uns heute Abend noch etwas von Deiner Reise hierher.“

Peter hatte so manche schöne Rückerinnerung an dieselbe, daß er es mit Vergnügen tat; als aber seiner Lieben Tod und die Zerstörung des Bergwerks an die Reihe kam, da konnte er sich der Tränen nicht erwehren.

„Nun, laß Dir den Verlust nicht allzusehr zu Herzen gehen,“ sprach Jochem; „morgen, wenn die Sonne aufgegangen ist, werde ich Dir Dein Eigentum überantworten, und Du wirst finden, daß es nicht ganz zu verachten ist. Heute aber ist es spät, und wir wollen uns zur Ruhe legen.“

Peter sagte den beiden alten Leuten gute Nacht und ging wieder in sein Zimmer hinüber, wo sein Abendessen unterdessen ganz kalt geworden war, so daß er sich ohne Essen zu Bett legte. Er schlief durch, bis am nächsten Morgen an seine Tür geklopft wurde. Der alte Jochem trat ein. „Bis jetzt geschlafen,“ sagte er. „Bei mir kommt das nicht vor, ich bin immer zeitig auf, weil das Alter einen langen Schlaf nicht zuläßt. Nun kleiden Sie sich an und kommen Sie gleich zum Frühstück.“

Dem Peter war es heute morgen so fröhlich

zu Mute, als müsse ihm noch eine ganz besondere Neuigkeit bevorstehen. Er eilte sich, daß er angezogen wurde, und stieg hinunter ins Gastzimmer, wo das Frühstück schon bereit stand. Die Söhne Jochems hatten bereits von ihrem Vater gehört, daß der Fremde der Sohn des verstorbenen Johannes Ebert war, und kamen herbei, um ihn zu begrüßen. Eva nötigte ihn zum Frühstücke, und während Peter dasselbe verzehrte, gebot Jochem seiner Frau und seinen Söhnen, von der Ankunft des Peter Ebert noch niemand etwas zu sagen, bis er sein Besitztum beschaut habe. Nach dem Frühstücke mußte Peter mit ihm gehen, um sein Besitztum in Augenschein zu nehmen.

Er führte ihn an der Schmiede vorüber auf seinen Acker, der eine solche Größe hatte, daß Peter nicht wenig darüber erstaunte. „Es ist gut, daß Du zurückgekommen bist, während ich noch lebe,“ sprach Jochem, „denn die Bewohner von Mülheim tragen schon lange darauf an, daß Dein großes Grundstück von Straßen durchzogen werde. Da Du nun gerade hier anwesend bist, so will ich es Dir überlassen, damit vorzugehen; es findet sich wahrscheinlich Gelegenheit, Dein Eigentum zu Hausplätzen zu verkaufen, wenn Du dessen gewillt bist.“

Peter schaute sich das große Grundstück voll Verwunderung an und sprach: „Da könnte ich ja reich werden.“

„Du bist es schon,“ sagte Jochem, „aber die Hausplätze sind es nicht allein, sondern an der Ruhr befindet sich auf Deinem Grunde ein Kohlenbergwerk, welches ich seit Deiner Abreise nach Spanien begonnen und ganz Mülheim und die Umgegend mit Kohlen versorgt habe. Laß uns hingehen, damit Du es erst in Augenschein nimmst.“

Ebert war im höchsten Grade erstaunt, denn er hatte in Spanien nicht daran gedacht, solche glückliche Zustände in Mülheim zu finden. Er ließ sich von Jochem zu dem Bergwerke führen und fand am hohen Ufer der Ruhr einen Stollen, durch den sie in das Innere der Erde gingen. Anfangs führte der Weg in gerader Linie fort, dann ging er allmählich bergab, und bald nachher kamen sie an eine Stelle, wo Bergarbeiter beschäftigt waren, ein mächtiges Kohlenflötz zu bearbeiten-

Peter sah mit großer Verwunderung zu, wie viele Kohlen sie losschlugen, aber Jochem sagte ihm, daß dieses schon zwei Jahre nach seinem Abgange angefangen und daß er bereits eine erhebliche Quantität davon verkauft habe.

Der Jüngling fühlte sich immer glücklicher gestimmt, und als Jochem ihn immer weiter führte und ihm zeigte, daß die Arbeiter von fünf bis sechs Stollen zugleich Kohlen zu Tage förderten, da wußte er sich vor Freuden kaum

zu fassen. Als das Bergwerk besehen war, führte ihn Jochem wieder in seine Wohnung zurück und zeigte ihm die Bücher, die er über das Kohlengeschäft geführt hatte. Die ersten Seiten enthielten nur Ausgaben, dann kamen spärliche Einnahmen, sie wurden indessen immer größer, so daß Peter sich nicht enthalten konnte, in Begeisterung auszurufen: „Mein Gott, dann bin ich ja ein reicher Mensch!“

„Zweifelsohne,“ antwortete Jochem, „und wenn Du mir das Bergwerk verkaufen willst, dann wächst Dein Reichtum noch bedeutend. Was willst Du dafür haben?“

„Ach,“ gab Peter zur Antwort, „ich verstehe nichts davon; was Sie geben, dafür will ich es lassen.“

Jochem gab zur Antwort: „Ich bin auch kein Bauverständiger, sondern dem Hildberg, einem Manne gefolgt, der im Bergbau erfahren ist. Er wünscht Teilnehmer an den Kohlen zu werden, aber ich habe ihm gesagt, daß ich nichts tun könne, bis ich wüßte, ob Du noch lebstest, oder gestorben seiest –.“

Da klopfte es an die Tür und Hildberg, der Mann, von dem eben die Rede war, trat ein. Er stutzte, als er den Fremden sah und begehrte, Jochem allein zu sprechen. Dieser ging mit ihm in Peters Zimmer. Aufgeregt redete er ihn an und sprach: „Ich höre, daß Du heute morgen einen Käufer im Kohlenbergwerke gehabt hast, und doch weißt Du, daß ich bereit bin, Dir zehntausend Reichstaler für die Hälfte zu zahlen. Wohl ist es vor auszusehen, daß in einigen Jahren der Wert bedeutend steigt, aber niemand kann in die Erde schauen und es ist nicht ganz gewiß.“

„Für diese Summe wird es der Eigentümer nicht lassen,“ gab Jochem zur Antwort. „Ich meine, wenn wir ihm jeder zehntausend Reichstaler geben und ihn zum dritten Teilhaber machen, ohne daß er an den Kosten teilzunehmen hat, so wäre es nicht zu viel. Der junge Mann, den ich heute morgen mit ins Bergwerk genommen habe, ist Peter Ebert, und wenn Du auf meinen Vorschlag eingehen willst, so wollen wir gleich die Sache mit ihm abmachen.“

Hildberg kratzte sich am Kopfe, ging aber dennoch auf den Vorschlag ein. „So wollen wir gleich den Kauf fertig machen,“ öffnete die Tür und sprach zu Peter: „Hier ist Hildberg, der Dein Kohlenbergwerk kaufen will. Er bietet für seinen Teil zehntausend Reichstaler; ich gebe dieselbe Summe und wir halten Dich als Dritten bei, so daß Du keine Kosten zu zahlen brauchst und ein Drittel von dem Erlöse bekommst. Willst Du darauf eingehen, so schlage zu. Die zwanzigtausend Reichstaler erhältst Du bar, Dein Jahreseinkommen aber am 1. Januar eines jeden Jahres.“

Peter lachte mit dem ganzen Gesichte; die zwanzig tausend Reichsthaler hatte er ja rein gefunden und nun sollte er obendrein auch noch an den Jahreseinnahmen teilnehmen. „Gehen wir gleich ans Niederschreiben,“ sagte Hildberg, „ich werde den Gemeindeschreiber kommen lassen.“

„Ich halte es für besser, daß wir den Kaufbrief selbst niederschreiben,“ sagte Jochem und fragte den Peter, ob er imstande sei, den Kaufbrief aufzusetzen. Peter nickte mit dem Kopfe. Da holte der Bürgermeister Pergamentpapier herbei und Peter schrieb den Vertrag so genau auf, daß jeder von den beiden damit zufrieden war und seinen Namen unter das Schriftstück setzte.

Hildberg hatte in seinem Glücke nicht zu schweigen verstanden; dadurch sprach man in ganz Mülheim von dem heimgekommenen Peter Ebert, und die Leute, welche wegen des Baues ihrer Häuser in Sorge waren, kamen herbei, um Bauplätze von ihm zu kaufen. Peter sprach deshalb mit dem Bürgermeister Jochem. Dieser ließ sich aus seinem Bureau eine große Karte holen, auf welcher Peters Grundstück in Bauplätze verteilt war. Auf jedem hatte er die Summe aufgeschrieben, die zum wenigsten dafür gegeben werden müsse, Peter war im höchsten Grade über die Höhe der Gesamtsumme erstaunt, aber Jochem sagte ihm, daß sie gerne gegeben werde; er solle einen Termin bestimmen, in welchem ein öffentlicher Verkauf stattfindet,

Peter überließ alles dem Bürgermeister, denn er vertraute fest auf dessen Ehrlichkeit und wußte auch, daß er mit seiner Personenkenntnis am besten fahre, Jochem sagte deshalb zu den Kauflustigen, es werde alles öffentlich in den nächsten vierzehn Tagen verkauft, es möge also keiner dem Eigentümer lästig fallen. Die Kauflustigen verabschiedeten sich wieder.

Am nächsten Sonntage ließ er am Schlusse der Kirche den Verkauf bekannt machen und zugleich die Bedingung hinzufügen, daß ein Viertel des Kaufpreises gleich bar bezahlt werden müsse, die anderen drei Viertel aber drei Jahre gegen fünf Prozent Zinsen stehen bleiben könnten.

Die Mülheimer gingen vergnügt nach Hause, denn was sie so lange gewünscht hatten, das ging nun plötzlich in Erfüllung, An dem bestimmten Tage fanden sie sich in der Wirtsstube des Jochem so zahlreich ein, daß der Saal sie alle kaum fassen konnte. Der Bürgermeister hatte die Kutte an den Wänden der Gaststube aufhängen lassen und sich mit Peter und dem Schreiber an einem erhöhten Tische niedergelassen. Nachdem er die Verkaufsbedingungen hatte vorlesen lassen, begann die Versteigerung und hatte einen raschen Fortgang, denn

die Leute konnten nicht länger mit dem Bauen warten. Die Gebote fielen rasch hintereinander, und Peter, welcher geglaubt hatte, daß die niedergeschriebenen Summen nicht erreicht würden, war höchlich erstaunt, als die Bieter einander weit über die Schätzung überboten und ein Viertel des Kaufpreises bar auf den Tisch zahlten.

Am Mittag schon war die Hälfte der Grundstücke verkauft. Der Bürgermeister hob nun für heute den Verkauf auf und bestellte die Leute auf den folgenden Tag wieder. Dann half er dem Peter das erlegte Geld in einen Sack tun und setzte sich mit ihm und seiner Familie zum Mittagessen nieder. „Du siehst, daß es gut geht,“ sagte er zu Peter; „morgen aber kommen die besten Plätze an die Reihe und ich kenne reiche Liebhaber, die heute nicht geboten haben. Morgen aber werden sie kommen.“

Wie Jochem vorausgesagt hatte, so geschah es; am folgenden Tage fielen die Gebote noch viel höher aus, so daß Peter ein reicher Mann wurde. Als der Verkauf vorüber war, zählte er die gelöste Summe und war über die Höhe derselben nicht wenig erstaunt und erfreut. „Nun bin ich eigentlich reich genug,“ sagte er; „denn als ein armer Junge bin ich hiehergekommen und als ein vermögender Mann werde ich wieder heimkehren.“

„Ich denke, Du bleibst jetzt in Deinem Heimatdorfe,“ sagte Jochem, „Was sollte ich hier machen?“ gab er zur Antwort; „ich müßte doch einen Beruf haben, und den kann ich hier nicht finden.“

IV

Peter dachte im stillen doch daran, in Deutschland zu bleiben, und schrieb nach mehreren Orten hin, aber von allen Seiten kam ihm eine abschlägige Antwort zu. Er ging nun täglich in das Kohlenbergwerk und befaßte sich mit dem Studium des Bergbaues. Eines Tages fiel von oben herab eine Steinmasse und füllte den Durchgang fast ganz aus. Da sprach er zu Hildberg: „Es wird notwendig sein, daß wir die Durchgänge stützen, sonst könnten unsere Arbeiter in große Gefahr kommen.“

Hildberg war ebenfalls derselben Meinung. Sie befahlen den Bergleuten, alle die Arbeit einzustellen und draußen Holz zum Abstützen des Gesteines zu schneiden. Peter riet, nach einem erfahrenen Bergmanne zu suchen, welcher die Arbeiten vornehme. „Gehe nach Essen ins Gebirge und bringe einen erfahrenen Mann mit,“ sagte Hildberg; „unsere Arbeiter können unterdessen das Holz zurecht machen.“

Peter machte sich sogleich auf den Weg und

traf in Essen gleich im ersten Hause den Meister Mankarz, der mit finsternem Gesichte da saß und seinen Gruß kaum erwiderte. Er hielt den Mann für krank und fragte ihn, was ihm fehle.

„Vor einem Jahre hat man mich zur Leitung eines Bergwerkes hierher berufen, und jetzt schickt man mich fort, weil ein Verwandter, der bisher im Elsaß beschäftigt war, zurückgekehrt ist.“

„Wenn Ihr das Geschäft versteht, dann werdet Ihr bald eine andere Stelle finden,“ sagte Peter.

„Denkt nicht daran; die Stellen sind dünn gesät.“

„Könnt Ihr mir einen Beweis beibringen, daß Ihr das Geschäft gründlich versteht, so könnte ich Euch vielleicht gebrauchen.“

Mankarz sprang auf und nahm ein Papier aus der Tasche, welches er dem Peter überreichte. Dieser las es, und sein Gesicht heiterte sich auf, denn es war ein Zeugnis, daß er jedes Fach des Bergwerkes gründlich kenne und nur deshalb entlassen werde, weil der Besitzer einen Verwandten an seiner Stelle genommen habe.

„Kennt Ihr auch den Kohlenbau?“ fragte Peter.

„Gründlich,“ gab Mankarz zur Antwort. „In diesem Falle“, sagte Peter, „wäre Euch leicht geholfen. Wir haben ein Kohlenbergwerk in Mülheim a. d. Ruhr, aber es fehlt uns an einem Sachverständigen. Wenn Ihr Euch dazu verstehen könnt, ein paar Wochen auf Probe zu arbeiten, und wir sind mit Euch zufrieden, so könnt Ihr einer festen Anstellung gewiß sein.“

Mankarz war hoch erfreut, reichte ihm die Hand und sprach: „Im voraus weiß ich, daß Ihr mit mir zufrieden seid. Gebt Ihr mir dasselbe, was ich hier verdient habe, so ist der Handel abgemacht.“

Die Summe war nicht zu erheblich und Peter sagte ihm zu. „Wenn es Euch recht ist,“ sprach er, „so wollen wir gleich gehen.“ Mankarz erhob sich sogleich und sagte seinen Hausleuten, sie möchten ihm seine Sachen nach Mülheim schicken. Dann war er bereit, ihn zu begleiten, und sie wanderten zusammen von dannen.

Die Mülheimer waren über die rasche Rückkehr Peters und über die mitgebrachte Hilfe sehr erfreut, und da Mankarz schon auf dem Wege erfahren hatte, daß es sich vorläufig nur um die Verzimmerung handele, so ging er gleich mit in das Bergwerk, durchschritt mit den Beteiligten die Gänge und sagte: „Es versteht sich von selbst, daß sie durch Holz befestigt werden müssen; aber es muß für die Folge ein ganz anderer Plan eingeschlagen werden. Wollen Sie mir vertrauen, so hoffe ich in drei Wochen mit allem im reinen zu sein. Das Bergwerk, wenn es richtig bearbeitet wird, verspricht in der Tiefe

immer besser zu werden, und die drei Wochen werden sich hundertfach belohnen.“

Jochem und Hildberg gaben ihm die Erlaubnis und Peter stimmte mit ein, Mankarz begann nun sogleich die Gewölbe zu stützen und richtete alles zu einer zweckmäßigen Förderung ein, Peter blieb die ganze Zeit über bei ihm und lernte viel von ihm. Als nach drei Wochen die Förderung begann, konnte jeder an der Masse von Kohlen sehen, daß eine große Verbesserung eingetreten war. Peter nahm sich vor, aufmerksam auf die Arbeiten des Herrn Mankarz zu schauen, denn es wollte ihm bedünken, als ob er noch einmal Gebrauch davon machen könnte, Mankarz hatte Freude an ihm und erklärte ihm alles sehr bereitwillig, so daß er bald Einsicht in die Notwendigkeit seiner Veranstaltungen gewann.

Nach zwei Jahren bekam er einen Brief von Rodrigo, der ihm schrieb: „Vor einigen Tagen war ich auf einem Spaziergange an Deinen ehemaligen Silbergruben. Zu meiner Verwunderung fand ich dort zwei Engländer, die in der Tiefe des eingebrochenen Bergwerkes umherliefen und sich in großer Aufregung befanden, denn sie hatten eine dicke Silberader gefunden und beratschlagten miteinander, wie sie es anzufangen hätten, um hier ein Bergwerk anzulegen.“

Ich war nun hinaufgegangen, um die alte Stätte noch einmal zu sehen, und machte dabei die Entdeckung, daß der Strom, welcher aus der Tiefe zur Höhe emporstieg, nicht mehr vorhanden war, aber ich hatte keine Ruhe, dieses näher zu betrachten, sondern eilte schleunigen Schrittes hinab zu den Behörden und beantragte die Wiederaufnahme des Bergwerkes von Deiner Seite. Dein Name wurde in die Register geschrieben, aber kaum war derselbe eingetragen, als auch die Engländer erschienen, Ihr Antrag wurde natürlich abgewiesen, aber es war notwendig, daß ich in Deinem Namen Arbeiter hin schickte, um Dein Recht zu wahren. Jetzt aber darfst Du nicht länger säumen, sondern mußt hierherkommen, um Dein Eigentum wahrzunehmen.“

Peter las den Brief noch einmal, dann aber stieß er einen Freudenruf aus und eilte zu Jochem, dem er den Inhalt des Briefes mitteilte und ihm kund tat, daß er schon morgen nach Spanien abreisen werde. „Seht Euch nach einem neuen Direktor um,“ sagte er, „denn den Mankarz muß ich, sobald es angeht, nach Spanien kommen lassen.“

Als er dem Mankarz denselben Vorschlag machte, war derselbe hoch erfreut, denn aus seinem früheren langjährigen Aufenthalte daselbst waren ihm das Land, die Sprache und die Sitten bekannt. „Wenn Herr Jochem und

Herr Hildberg damit einverstanden sind, gehe ich mit Vergnügen mit oder komme nach,“ gab er zur Antwort. Peter tat sofort Schritte bei seinen beiden Kompagnons, und sie versprachen, ihn loszulassen, sobald sich ein anderer, ebenso guter Leiter gefunden haben würde. Schon am folgenden Morgen reiste Peter ab. Da es ihm darum zu tun war, möglichst bald nach Alicante zu kommen, so nahm er in Düsseldorf ein Gefährt, welches ihn bis zur französischen Grenze bringen sollte, und reiste vergnügt von dannen. An der Grenze nahm er abermals ein Fahrzeug, das ihn bis Lyon brachte. Dort bestieg er ein Schiff, welches ihn in verhältnismäßig kurzer Zeit nach Alicante trug.

An einem Sonntage kam er dort an, und als er am Schulhause nach Rodrigo fragte, wurde ihm die Antwort, er sei ausgegangen, aber man wüßte nicht, wohin. Peter eilte deshalb mit schnellen Schritten den Berg hinauf und traf seinen Freund Rodrigo auf der Höhe. Die Freude war auf beiden Seiten groß, aber sie wurde durch die notwendige Besichtigung abgekürzt. „Es ist gut, daß Du an einem Sonntage angekommen bist,“ sprach Rodrigo, „denn nun habe ich den ganzen Tag Zeit, Dir alles zu zeigen und mit Dir zu beraten. Seitdem das Wasser verschwunden ist, welches aus der Tiefe kam, habe ich alles gründlich untersucht und glaube, daß ich Dir eine gute Ausbeute versprechen darf. Komme nur mit hinab.“

Durch die Arbeiter hatte er von der Höhe eine Treppe in die Tiefe bauen lassen, auf der sie nun zusammen hinabstiegen. Als sie nun unten waren, nahm Rodrigo eine Schaufel und wollte mit derselben den Boden aufwerfen, um ihm eine darunter liegende Silberader zu zeigen, aber in diesem Augenblicke erschienen Leute auf der Höhe, welche in die Tiefe hinabschauten. Da steckte Rodrigo die Schaufel an einer Stelle in den Boden und flüsterte ihm zu: „Da unten liegt eine Silberader, aber außer mir weiß niemand etwas davon. Es ist auch am besten, daß der Welt der Mund rein davon gehalten wird, sonst möchtest Du bestohlen werden. Hier lebt ein Bergmann, der wohl bereit sein würde, das Werk zu führen; aber ich habe ihn bisher nicht angesprochen, weil ich nicht wußte, wie Du darüber dachtest.“

„Ich lasse einen Bergmann ans Deutschland kommen,“ entgegnete Peter, „aber es wird ziemlich lange dauern, bis er hier ist, und so lange könnte man ihn verwenden.“

Da sich die Neugierigen vermehrten, so stiegen sie die Treppe hinauf, um den Bergmann aufzusuchen, aber sie brauchten nicht lange zu gehen, denn der Gesuchte begegnete ihnen oben, Rodrigo stellte ihn Peter vor. „Guten Tag, Herr Negrotti,“ sagte er; „Ihr kommt zu

guter Stude, denn Herr Ebert sucht einen geschickten Unterdirektor für sein Bergwerk.“

Negrottis Gesicht leuchtete auf und er gab zur Antwort: „Ich bin von Hause aus nur ein Bergmann, habe aber drei Jahre die Unterdirektorstelle in einem Silberbergwerke in Italien versehen. Jetzt aber bin ich ohne Brot und würde Ihnen dankbar für die Stelle sein.“

Da seine Forderung nicht hoch war, so engagierte ihn Peter sogleich und gab ihm den Auftrag, schon morgen mit dem Bau eines hölzernen Hauses zu beginnen, in welchem Platz für zwei Personen und für die gefundenen Erze sei. „Es müssen vier Gemächer und ein Raum für die gewonnenen Erze sein,“ sprach Negrotti. „Machen Sie es so,“ sagte Ebert, indem er mit seinem Stock auf den Boden zeichnete. „Jedes Gemach muß eine Länge und Breite von zehn Fuß haben und so dicht sein, daß die Sonne nicht hindurch scheint.“

Negrotti gab den Rat, sich an einen Bauverständigen zu wenden, da er nichts vom Bauen verstehe. „Nun, so führen Sie die Aufsicht, denn je eher wir fertig sind, desto besser ist es.“

Dazu erklärte sich Negrotti bereit und führte sie den Berg hinab in die Wohnung eines Bauverständigen, mit dem er bald einen Kontrakt abschloß und ihm ein Viertel der Summe vorausbezahlte, damit er sich emsig an dem Baue der Wohnung halte.

„Ich werde eine Zeichnung derselben entwerfen und sie Ihnen vorlegen,“ sprach er. Dann ging er mit Rodrigo von dannen, denn er hatte ihm noch vieles mitzuteilen. Auf dem Wege zum Schulhause trat mancher an sie heran und drückte seine Freude aus, den Ebert wieder zu sehen. Dieser aber drängte stets vorwärts, bis sie Rodrigos Wohnung erreicht hatten. „Wenn jemand kommt,“ sprach er zu dem Türhüter, „so sagen Sie, ich sei heute nicht zu sprechen.“

Endlich waren sie in dem Stübchen angekommen, wo er früher so oft mit Professor Mandel gesessen hatte. Nun erzählte er, welch ein Glück er in Deutschland gefunden und wieviel Geld er aus seinem Eigentume gemacht habe und daß er damit auch seinen Bergbau in Spanien betreiben könne, Rodrigo freute sich darüber und setzte hinzu: „Niemand gönnt Dir das Glück mehr, als ich, denn ohne Deine Güte würde ich jetzt ein armer Arbeiter sein, der kaum genug hätte, um seine Blöße zu bedecken.“

Rodrigo erzählte seinem Freunde, daß er jetzt anständig und reichlich leben könne, denn die Schule habe sich vergrößert und brächte eine weit größere Summe ein, als früher. „Wenn es einmal knapp gehen sollte, so wende Dich an mich,“ sprach Peter; „zwei Freunde müssen einander unterstützen.“

Sie plauderten bis spät in die Nacht; dann

legten sie sich zu Bette. Als sie am folgenden Morgen aufstanden, war der Baumeister schon da und legte ihnen seinen Plan vor. Peter prüfte denselben und gab seine Zustimmung, denn es kam ihm darauf an, daß derselbe so bald als möglich ausgeführt wurde.

Nach dem Frühstück, als die Schüler schon herankamen, nahm Peter Abschied von seinem Freunde, versprach aber, in der Mittagsstunde wieder zu kommen. Er ging durch die Stadt spazieren und setzte sich auf die Treppe eines Gasthauses an der See, um den Wandel Alicantes anzusehen. Mancher frühere Bekannte kam vor über und grüßte. Auch einige Schulkameraden sahen ihn; sie stiegen zu ihm hinauf und ließen sich von seiner Reise nach Deutschland erzählen, dann ging er noch einmal auf den Berg, und da er jetzt ganz allein war, so grub er an der Stelle, die ihm Rodrigo gestern bezeichnet hatte, nach, bis er auf die Silberader stieß, die ihn gestern Rodrigo hatte zeigen wollen. „Das wäre ein guter Anfang,“ sprach er zu sich selbst, indem er die Ader genau untersuchte. Beim Tiefergraben fand er, daß sie wohl zwei Fuß tief in den Boden hinabging. Anfangs hatte er Lust, sie bloßzulegen, aber bald stand er wieder davon ab, denn er fürchtete, daß Diebe und Mörder sich über sein Eigenthum herstürzen und ihm alles rauben würden; deshalb deckte er die Stelle wieder mit Sand zu und wartete, bis die Sonne sie wieder mit den angrenzenden Stellen gleich gemacht hatte. Dann ging er wieder nach Alicante hinab und befahl dem Negrotti, zu dem Bergwerke hinauf zu gehen und dasselbe mit Pfählen und Seilen einzuschließen, da im Innern des Beckens ein Nachstürzen zu befürchten sei. Er solle, wenn die Abschließung fertig sei, dabei bleiben und niemand, der damit verbundenen Gefahr wegen, erlauben, hinabzusteigen,

Negrotti stieg also auf den Berg und hieb die kleinen Bäume, die in einiger Entfernung, aber noch auf dem Eigenthume des Peter Ebert standen, ab und spitzte dieselben zu, so daß sie sich leicht in die Erde rammen ließen. Wenn jemand vorüberkam und ihn fragte, was er da mache, gab er zur Antwort: „Seit einigen Tagen hat es den Anschein, als ob sich das Erdreich weiter in die Tiefe hinabsenken würde, deshalb muß ich verhindern, daß ein Unglück geschieht, und werde einen Zaun um die Tiefe machen.“

Diese wenigen Worte genügten, um die Neugierigen abzuhalten, hinabzusteigen, und als er endlich die Pfähle aufgerichtet und dieselben mit Strauchwerk durchflochten hatte, begnügten sich die Neugierigen damit, durch die Löcher hinabzuschauen, die sie in den Zaun machten. Als die Umzäunung fertig war, kam der Schreiner hinauf, um sich von Peter Ebert

die Stelle anweisen zu lassen, wo das Haus erbaut werden sollte.

Peter war der Ansicht, daß es am besten nahe der Grube stände, und ließ es gegenüber der Treppe aufstellen. Zuerst ließ er einen Brettergang zu der Treppe machen und mit diesem das Haus in Verbindung bringen. Nach drei Wochen war es fertig und Peter zog in dasselbe ein. Den Negrotti nahm er zu sich, bis der neue Direktor angekommen sein würde, denn er hatte sich überzeugt, daß er ein ehrlicher Mensch war, dem er vertrauen konnte.

Eines Morgens sprach er zu ihm: „Wir wollen nun hinabsteigen und die Arbeit beginnen. Fangen Sie dort an zu graben, ich nehme diese Seite.“

Peter grub an der Stelle in den Boden, wo er wußte, daß die Silberader lag, und hatte sie bald blank gelegt. Auch Negrotti grub den Boden auf, aber bald that er einen Schrei und sprang zurück, denn unter seinen Füßen öffnete sich eine Schlucht in die Tiefe, in welche er bald hineingestürzt wäre. So rasch ihn seine Beine trugen, lief er hinweg und rief seinem Herrn zu, sich zu retten. Athemlos stieg er die Treppe hinan und Peter folgte ihm rasch. Oben angekommen, schauten sie auf die Stelle, welche Negrotti so eben verlassen hatte, und fürchteten jeden Augenblick, daß das Erdreich nachstürzen werde. Als sie aber ein paar Stunden gewartet hatten und sich nichts Verdächtiges zeigte, sagte Peter: „Steigen wir wieder hinab, ich habe eine Silberader gefunden!“

Negrotti, voller Neugierde, sie zu sehen, überwand seine Furcht und stieg dem Ebert nach. Als dieser ihm die Ader zeigte, warf er sich auf den Boden, beschaute die Stufen und rief voller Freude aus: „Wahrlich, das ist Silber! Der Anfang ist gemacht, und die Dicke der Ader sagt mir, daß sich das Unternehmen rentieren wird. Wir wollen sie ganz bloßlegen, aber wir müssen fortwährend ein Auge auf die Stelle haben, wo es in die Tiefe geht, damit wir nicht vom Abgrunde verschlungen werden.“

Sie arbeiteten mit ihren Haken emsig darauf los und trugen die Stücke in ihre Wohnung, wo sie dieselben ausmerksam beschauten und bald zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie einen wertvollen Fund getan hatten. Nach dem Essen gingen sie wieder hinab und setzten ihre Arbeit fort; auch die folgenden Tage waren sie nicht weniger fleißig. Am fünften, als sie weiter um die Grube arbeiten mußten, stießen sie auf ein Dach und schauten auf einen Speicher. Negrotti stieß einen Schrei der Verwunderung aus, aber Peter sagte mit trauriger Stimme: „Das ist die ehemalige Wohnung meiner Verwandten. In der Nacht ist sie versunken und mein Oheim und meine Tante sind in Folge des Versinkens ums

Leben gekommen.“

Er war nicht imstande, weiter zu arbeiten, sondern mußte nach oben gehen, um seinen Schmerz auszuweinen. Negrotti aber war so begeistert, daß er sich entschloß, in das Haus hinaufzusteigen; aber es gelang ihm nicht denn die Treppe, welche zu dem Stockwerke führte, war zerbrochen und durcheinander geschoben. Er stand davon ab und begab sich zu Ebert, dem er den Vorschlag machte, zwei Balken über das Loch zu legen und zwischen denselben eine Welle anzubringen, um das lose Gestein mit Eimern hinauf zu schaffen.

Peter war damit zufrieden und schickte Negrotti mit den genommenen Maßen nach Alicante hinab. Auf dem Wege begegnete ihm der Schreiner, dem er gleich sagte, was oben mangle und ihn fragte, bis wann er es machen könne. „Wenn es sein muß,“ gab er zur Antwort, „so kann es recht bald geschehen. Dieses also sind die Maße, welche ich einhalten soll, und die Stangen müssen natürlich eine Dicke haben, daß sie von der an ihnen hinauf zu ziehenden Last nicht ins Schwanken gebracht werden.“

Er nahm die Maße in Empfang und eilte mit schnellen Schritten nach Alicante zurück, während sich Negrotti wieder den Berg hinaus begab, aber den Peter Ebert fand er nicht mehr; derselbe war hinweg gegangen und kehrte nicht zurück. Negrotti stieg wieder die Leiter hinab und arbeitete an der Zerkleinerung der Silberstufe weiter, die er bis zum Nachmittage hinauf schaffte. Nachdem er gegessen hatte, entfernte er den Sand vom Dache der Hütte und brach die Dachsparren ab. Als er damit zu Ende war, fand er auf dem Boden der Dachkammern eine Menge Kisten aufeinander gestellt. Als er eine derselben öffnete, fand er sie ganz mit Silbererz gefüllt. Seine Verwunderung war so groß, daß er die Höhe verließ und nach Alicante hinabeilte, wo er seinen Herrn im Schulhause bei Herrn Professor Rodrigo fand. Er schrieb eben einen Brief nach Deutschland an Herrn Mankarz, ihn dringend ersuchend, sich augenblicklich auf die Reise nach Alicante zu machen, da er das Bergwerk zur Ausbeute einrichten müsse und keine Zeit zu verlieren sei.

„Am wichtigsten ist der Abgang dieses Briefes,“ sagte er, „doch laß hören, warum Du zu mir kommst.“ Als Negrotti ihm die Entdeckung der Kisten meldete, warf er die Feder beiseite und eilte mit Negrotti den Berg hinan und in die Grube, Als er die Kisten sah, sprach er: „Ich erinnere mich, daß mein Oheim alle Räume seines Hauses voll stopfte, bis ein Schiff beladen werden konnte. Tragen wir also diese Kisten hinauf und suchen dann weiter.“

Es nahm viel Zeit in Anspruch, bis die sämt-

lichen Kisten oben waren. Sie wollten nun die Treppe hinabzusteigen versuchen, um in die darunter liegenden Zimmer zu gelangen, aber sie überzeugten sich bald, daß nicht durchzukommen war, und faßten den Beschluß, den Sand rings um das Gebäude so viel als möglich zu entfernen, damit er ihnen den Zugang zu dem Gebäude nicht verschütete. Um nicht plötzlich in die Tiefe zu stürzen, befestigten sie oben ein Seil, das sie in die Grube legten, um an demselben hinauf zu steigen, wenn der Boden unter ihren Füßen nachgeben sollte. Nun begannen sie, rings um das Gebäude den Sand hinaufzutragen und denselben neben ihrer Wohnung niederzuschütten.

Beim Einbruche der Nacht war rings um das Haus alles frei, aber sie waren so müde geworden, daß sie sich zur Ruhe legen mußten. Sie schliefen bis zum Morgen, nahmen rasch ein Frühstück und gingen wieder hinab, fanden aber, daß es unmöglich war, über die Treppe hinaufzusteigen, Sie nahmen deshalb Aexte und schlugen ein Loch in den Boden des Speichers, wobei sie zu ihrer Freude fanden, daß die Kisten bis zur Decke aufgespeichert aufeinander lagen. Bis zum Mittage schleppten sie dieselben aufwärts und legten sie in ihrer Wohnung aufeinander; dann aber konnten sie dieselben nicht mehr erreichen und mußten aufhören, zu arbeiten.

Nun wurde Negrotti nach Alicante hinabgeschickt, um die Anfertigung des Gerüstes möglichst zu beeilen. Der Schreiner war bereits fertig, und wollte schon morgen die Ablieferung machen; aber Negrotti bestimmte ihn zur sofortigen Heraufschaffung und kaufte ein paar große Eimer und ein dickes Seil, welche er mit auf den Karren lud. Als die Balken verladen waren, gingen des Schreiners beide Söhne mit, um an den steilen Stellen Steine unter die Räder zu legen. Nun ging es bergan; der Weg war aber so mühsam, daß sie lange Zeit gebrauchten, bis sie oben waren. Peter aber befahl, daß die Arbeit sogleich beginne.

An den geeigneten Stellen wurden nun die Balken über die Grube gelegt und die drehbare Axe zwischen die Balken befestigt. „Schicke uns morgen zwei Leute hinauf, welche uns helfen,“ sagte Peter. Der Schreiner versprach es und entfernte sich mit seinen Söhnen. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch erhoben sich die beiden vom Lager und bereiteten ihr Morgenbrot; als sie dasselbe zu sich genommen hatten, begaben sie sich auf die Balken und befestigten das Seil, an dessen Enden die Eimer hingen. Kaum waren sie damit fertig, als die beiden Männer den Berg hinaufkamen und nach ihrer Beschäftigung fragten. Sie wurden auf die Balken geführt und angewiesen, die Kurbel zu

drehen. Peter und Negrotti ließen sich an den Eimern hinab und füllten dieselben mit Erde, denn sie wollten den unteren Eingang zu dem Hause suchen.

Unverdrossen arbeiteten sie bis mittags, und als die Arbeiter nach dem Mahle zurückkehrten, hatten sie schon das Ende der Etage erreicht. Am Nachmittage setzten sie ihre Arbeit eifrig fort, und erreichten am Abende die Haustür. Voller Hoffnung und Freude erhoben sie sich am folgenden Morgen mit Tagesanbruch und schafften den Sand bis auf den Boden weg. Zu ihrer Freude bemerkten sie, daß das Haus auf festem Boden stand. Anfangs fürchteten sie, es würde zusammenstürzen, aber sie schlugen das Fenster der ersten Etage ein und stiegen durch dasselbe in das Innere.

Zu ihrem Erstaunen wurden sie gewahr, daß dieselbe voller Fässer lag, und sie begannen eifrig, dieselben herauf zu ziehen und im Hause zu verbergen. Als die Stunde kam, wo die Arbeiter erscheinen mußten, zogen sie sich zurück und frühstückten. Als sie damit zu Ende waren, kamen die Arbeiter. „Wir wollen den Sand hinaufziehen lassen,“ sagte Peter, „denn es wäre besser, wenn sie nicht gewahr würden, welche Entdeckung wir gemacht haben.“

Damit war Negrotti zufrieden, und die Arbeiter mußten, bis der Mittag eintrat, beständig Sand heraufziehen. Nachdem aber die Arbeiter fort waren, machten sie sich wieder an das Herauftragen der Fässer und setzten es auch am Abende fort. So trieben sie es einen Tag nach dem andern, bis sie endlich das ganze Haus leer hatten. Da jetzt auch der Sand um dasselbe ziemlich abgefahren war, so wünschten auch die beiden Arbeiter einmal hinabzusteigen, um sich das Innere des Hauses anzusehen. Peter nahm sie deshalb mit hinab und zeigte ihnen alle Räume des Hauses, welche zum größten Teil noch ganz in Ordnung waren. Nur an einigen Stellen war es gerissen; die meisten Stühle und Tische waren noch ganz in Ordnung und standen aufrecht, aber bald wurde es so dunkel, daß sie wieder aufwärts steigen mußten, nur Peter blieb noch unten und ließ sich von Negrotti eine Lampe bringen, denn es fiel ihm ein, daß er noch nicht im Kontor gewesen war. Als Negrotti wieder oben war, stieß er die eingeklemmte Tür des Kontors offen und leuchtete in demselben umher.

Seine Freude war groß, denn er fand alle Bücher des untergegangenen Geschäftshauses und in dem Geldschrank große Summen von Geld. Nachdem er dasselbe in Beutel gefüllt hatte, trat er den Rückweg an und trug dieselben in ein Versteck seines Gemaches. Am folgenden Tage wurde noch ein Stück an die Treppe gemacht, dann befahl er den Arbeitern, die

Möbel heraufzuholen, während er die Bücher aus der Schreibstube holte und dieselben in seinen Zimmern niederlegte.

Als es Abend wurde, hatte er das Hab und Gut seines Oheims und seiner Tante zusammen und es war noch alles wohl erhalten. Er und Negrotti verteilten alles in die Zimmer und stellten es zurecht. Die beiden Arbeiter aber mußten bis zum Abende den letzten Sand heraufholen.

V

Die Arbeiter hatten das Wiederauffinden der Ebertschen Wohnung in Alicante erzählt, und schon am folgenden Tage kamen die Bewohner herauf, um sie zu sehen; aber während sie noch oben verweilten und neugierig hinabschauten, schlug das Haus zusammen, so daß die Neugierigen erschrocken von dannen flohen.

Peter saß um diese Stunde bei den Büchern seines Oheims, und er mußte etwas Wichtiges gefunden haben, denn er hörte nichts von dem entstandenen Geräusch. Als Negrotti in sein Gemach trat und ihm das Ereignis verkündigte, erhob er sich nicht einmal, sondern gab nur den Befehl, daß die Arbeiter die Holzstücke herauftragen und an einem geeigneten Platze niederlegen sollten. Dann vertiefte er sich wieder in die Bücher seines Oheims. Endlich sprang er auf, zog den Schlüssel von seiner Tür ab, nahm seinen Hut und eilte den Berg hinab. Viele Bekannte begegneten ihm und sprachen ihn an, aber Peter nahm sich keine Zeit, bei ihnen zu verweilen, sondern eilte vorüber, bis er das Bankhaus erreicht hatte, wo sein Oheim zu seinen Lebzeiten seine Gelder stehen hatte.

Das Tor stand weit offen; er schritt hindurch und ging den ihm bekannten Weg in die große Zahlstube. Dort saß der Kassierer, ein schon hochbetagter Mann. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß derselbe allein war, sprach er zu demselben: „Ich wünschte eine Unterredung mit Ihnen zu haben, kann sie hier stattfinden, ohne daß wir gestört werden?“

Der Beamte erkannte erst jetzt den jungen Mann und ein leichtes Rot ging über seine blassen Wangen. Er war im Begriffe zu antworten, daß sie heute hier ungestört sein würden, aber es fiel ihm ein, daß ein Gehilfe im Nebenzimmer sei; deshalb schloß er das Zimmer ab und lud Peter ein, ihm zu folgen. Er ging die Treppe hinan, und Peter begleitete ihn.

Oben angekommen, schloß er das Fenster und die Tür, und sein Auge lenkte sich ans die an der Wand aufgehängenen Waffen, Degen und Dolche. Er nahm ein Schwert herab und legte es neben sich, Peter, der einen plötzlichen Ueber-

fall fürchtete, tat dasselbe und sprach: „Es wird am besten sein, wenn ich gleich mit der Ursache, die mich hierhergeführt hat, beginne. Als ich noch ein Knabe war, wurden mein Oheim und meine Tante durch den Einsturz ihres Bergwerkes getötet und sie rechneten nachher mit meinem Vormunde, Herrn Professor Mandel, ab. Herr Mandel hat mir eine Rechnung, von Ihnen als richtig unterschrieben, hinterlassen. Bisher habe ich diese Rechnung stets als richtig angenommen, heute aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich noch zwanzigtausend Unzen Gold von Ihnen erhalte, nebst den Zinsen, die vom Tage der Einlage ab bis heute verfallen sind. Wollen Sie sich gefälligst darüber erklären, ob dieses richtig ist?“

Der Kassierer begann zu zittern, aber es dauerte nur einen Augenblick, dann sprang er auf, ergriff seinen Degen und stürzte auf Peter los. Dieser hatte den Angriff vorausgesehen und stellte sich zur Wehre. Absichtlich traf er nur den Degen des alten Mannes, so daß er eine weite Strecke fortzog, und rasselnd zu Boden fiel. Er wollte das Schwert aufheben, aber Peter trat mit dem Fuße darauf und sprach: „Mein Herr, Sie werden es liegen lassen, sonst stehe ich nicht dafür, was erfolgt. Die Antwort, die ich von Ihnen vergebens erwarte, werden Sie beim Gerichtshofe nicht verweigern können.“

Der Kassierer stand wie vernichtet da und schaute Peter mit einem Blicke an, aus dem man seine Angst entnehmen konnte. Peter schleuderte hierauf die beiden Schwerter in eine Ecke des Zimmers und verließ dasselbe mit der Drohung, sich schon Recht zu verschaffen zu wissen.

„Ich komme heute abend zu Ihnen auf den Berg,“ sprach er, „um mich von dem Irrtume zu überzeugen.“

Peter gab ihm keine Antwort, sondern ging hinweg. Er begab sich zu Rodrigo, da die Schüler eben das Haus verließen. „Mein Gott, wie siehst Du aus?“ fragte ihn Rodrigo, als er in dessen Zimmer trat. „Mir ist etwas passiert, worüber Du Dich wundern wirst,“ gab er zur Antwort. „Bei meinem Bergwerke trafen wir auf das Haus meines Oheims und ich fand in demselben die Geschäftsbücher, welche mein Oheim geführt. Als ich in denselben umherblätterte, fand ich die Summe verzeichnet, welche er auf der Bank stehen hatte, und sah zu meinem größten Erstaunen, daß sie zwanzigtausend Unzen Gold mehr betrug, als von dem Bankhause an die Erben ausbezahlt worden sind. Sogleich machte ich mich dahin auf, um den Kassierer, durch den die damalige Auszahlung geschehen, zur Rede zu stellen. Er führte mich die Treppe hinauf, und als ich ihm die Mitteilung von dem damaligen Irrtume machte, drang er mit einem

Schwerte auf mich ein. Ich ergriff ebenfalls eine Klinge und schlug ihm das seinige aus der Hand. Als ich fortging, rief er mir nach, er werde heute abend auf den Berg kommen, um sich mit mir auseinander zu setzen.“

Rodrigo hatte der Erzählung aufmerksam gelauscht. „Peter,“ sagte er, „es muß Vorsorge getroffen werden, daß Du keinen Schaden nimmst. In jüngster Zeit genießt der Kassierer keines guten Rufes, man muß vor ihm auf der Hut sein. Ich will Dir einen Rat geben, dessen Befolgung für Dich gut sein wird. Lasse heute abend die Polizei von Alicante zu Dir kommen, damit sie zu Deiner Hilfe da ist.“

„Das wäre gut,“ antwortete Peter, „aber um keinen Verdacht zu erregen, wird es besser sein, Du gehst an meiner Stelle, aber laß sie vorsichtig sein und nichts von ihrer Absicht verraten.“

„Ich werde mich in acht nehmen. Es scheint mir am besten, den Anführer der Polizei allein einzuweihen Bist Du nicht auch der Ansicht?“

„Wie Du es machen wirst, das ist mir gleichgiltig; wenn Du mir nur versprichst, die Sache in die Hand zu nehmen.“

„Das verspreche ich Dir heilig und teuer.“

„Nun, so lebe wohl, ich habe keine Ruhe mehr, denn wie die Sachen jetzt liegen, muß ich befürchten, bestohlen zu werden.“

„Gehe nur hinaus und sei ganz ruhig, ich werde für die mir übertragene Sache so gut sorgen, als sei es meine eigene.“

Peter ging hierauf wieder den Berg hinauf und teilte hier seinem Freunde Negrotti mit, um was es sich heute nacht handeln werde. Sie besprachen die Angelegenheit weitläufiger und waren endlich zu ihrem Tun entschlossen. Sie kamen überein, die Polizeidiener teils im anstoßenden Gemache, teils in einem Kasten des Wohnzimmers, teils vor dem Hause zu verbergen. Nachdem sie alles vorbereitet hatten, brach langsam der Abend herein, den sie mit Sehnsucht erwartet hatten. Kaum war es dunkel geworden, so wurde an die Tür geklopft. Peter öffnete sie nur wenig, als er aber den Befehlshaber der Polizei erkannte, ließ er ihn ein und teilte ihm mit, wo sie sich verstecken sollten. Er war damit zufrieden und verteilte seine Leute nach Peters Angaben; aber sie warteten lange vergeblich. Endlich flüsterte einer der draußen versteckten Leute denen im Innern des Hauses zu, daß ein Mann auf das Haus zukomme.

Gleich darauf wurde an die Tür gepocht, und als Peter öffnete, trat der Kassierer ein. Vorsichtig verschloß er die Tür wieder und steckte heimlich den Schlüssel in die Tasche. Peter wies ihm einen Stuhl an und nahm selbst einen Platz vor seinem Schreibtische ein.

Der Kassierer wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann stand er auf und ging auf Peter

zu. Peter aber befahl ihm, daß er auf seinem Platze sitzen bleiben solle.

„Mein Herr,“ sprach er, „heute nachmittag habe ich die Erfahrung gemacht, daß Sie es auf mein Leben abgesehen haben, um auf eine leichte Weise Ihre Schuld zu tilgen; zum zweitenmal will ich mich nicht in dieselbe Gefahr begeben.“

„Sie beurteilen mich falsch,“ gab der Mann zur Antwort; „ich möchte nur Ihre Bücher durchsehen, um mich von der Wahrheit Ihrer Angabe zu überzeugen.“

Peter schlug das Buch seines Onkels auf und zeigte ihm das Konto, in welchem die Bank mit dem geforderten Betrage mehr eingezeichnet war, als er empfangen hatte. Der Zahlmeister ging anscheinend die Forderung durch und nahm heimlich einen Dolch aus der Tasche, in der Absicht, die gefährlichen Blätter zu durchschneiden, um sie heimlich an sich zu nehmen; aber Peter bemerkte es und riß ihm das Buch weg. Da stürzte er sich mit dem Dolche auf Ebert, um ihn zu töten, aber Peter, der seine Bewegung bemerkt hatte, sprang eilends hinweg. Der Dolch fuhr deshalb so tief in den Tisch, daß er in demselben stecken blieb. Einen Augenblick bemühte er sich, ihn loszureißen, da ihm dieses aber nicht gelang, so griff er in die Tasche und holte ein zweites Messer hervor, aber ehe er dasselbe gebrauchen konnte sprangen der Direktor und seine Gehilfen herbei, hielten ihn fest und entwandten ihm das Messer.

Der Kassierer brüllte vor Wut, aber es wurden ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und er von zwei Polizeisoldaten am Platze festgehalten. Dann ließ der Direktor die Tür öffnen, um auch über seine Gehilfen herzufallen. Von den Wächtern aber hörte er, daß sich sonst niemand eingefunden.

Da ging er wieder zurück und band dem Dicke auch die Beine zusammen. Dann sprach er zu vieren seiner Diener: „Tragt auf demselben Wege, den wir hierhergekommen sind, hinab und bringt ihn in das Gefängnis; schärft aber dem Direktor ein, daß er ihn in Eisen schließt, denn ich mache ihn verantwortlich, daß er nicht entkommt.“

Sie nahmen den Gebundenen auf die Schultern und gingen mit ihm dann von dannen. Als sie das Haus hinter sich hatten, begann der Gefangene mit ihnen zu reden: „Meine Freunde, was für Nutzen bringt es euch, wenn Ihr mich ins Gefängnis werft? Seid vernünftig und laßt mich frei. Vor der Bank steht ein Wagen, der uns zu einem bereitliegenden Schiffe fahren wird. Morgen befinden wir uns alle in Freiheit, und jeder von euch bekommt so viel, daß er sein ganzes Leben in Lust und Freude verbringen kann.“

Die Träger gaben ihm keine Antwort und tru-

gen ihn weiter bis in den Wald. Hier legten sie ihn nieder und er begann von neuem zu flehen. Einer von den Trägern war geneigt, ein Abkommen mit ihm zu treffen; er setzte sich zu ihm und fragte, auf wieviel denn ein jeder von ihnen rechnen könne.

Der Gefangene begann zu bieten und schlug von Hundert bis auf tausend Goldstücke auf. Der Polizeisoldat schaute seine Begleiter mit einem fragenden Blick an und war eben im Begriff, den Gefangenen loszubinden. In diesem Augenblick kam der Direktor ihnen eilig nach und blieb nicht weit von ihnen stehen. Derjenige, welcher das Gespräch geführt hatte, und sich von dem Direktor beobachtet glaubte, schlug jetzt ein lautes Lachen auf und sprach: „Gieb Dir keine Mühe; wenn Du uns ganz Alicante bötest, so kämst Du doch nicht los! Auf, Kameraden, tragen wir den schlechten Kerl ins Gefängnis!“

Die übrigen faßten ihn an und hoben ihn den beiden anderen auf die Schultern. Fort schritten sie durch den Wald und das Gebirge hinab. Als sie in Alicante ankamen, war es dort still, denn die Bewohner der Stadt hatten sich zur Ruhe gelegt; nur die Hunde bellten, wo sie vorüberkamen. Als sie am Gefängnis ankamen, trat der Direktor an das Tor und hämmerte mit dem Kopfe seines Schwertes auf die Tür. Nach einiger Zeit öffnete sich eine Klappe an derselben, und jemand fragte, wer da sei. „Die Polizei,“ antwortete der Direktor. Da öffnete sich die Tür, und der Gefängniswärter leuchtete ihnen.

„Ist noch ein festes Gefängnis frei?“ fragte er.

„Das festeste liegt vierzig Treppenstufen tief,“ antwortete der Wärter. „Warten Sie einen Augenblick, bis ich den Direktor geweckt habe.“

Die Träger blieben stehen, bis er kam. „Das untere Gefängnis ist frei,“ sprach er und hob die Laterne in die Höhe, um zu sehen, wen sie brächten. Beim Anblicke des Kassierers ging ein Lächeln über sein Gesicht und er sprach: „So müssen die Gerüchte, die in der letzten Zeit über Sie im Umlauf waren, doch auf Wahrheit beruht haben. Tragt ihn nur hinab.“

Der Gefängnisdiener ging mit der Leuchte in der Hand die Treppe hinunter und schloß unten eine Tür auf. Die Träger folgten ihm und traten unten in ein Gewölbe, von dessen Decke schwere Ketten herabhingen, von denen der Gefängnisdirektor eine als die stärkste bezeichnete. Nachdem die Polizeidiener ihm einen schweren Ring um den Leib, ihm Spangen um die Beine und Arme befestigt, die Ketten hineingehangen und mit Schlössern versehen hatten, ließen sie ihn auf der Erde liegen und holten ihm einen Krug Wasser und ein Brot. Hierauf verließen sie alle das Gefängnis. Der Direktor schloß es zu

und nahm den Schlüssel mit sich, in sein Gemach. Die fünf Männer von der Polizei begaben sich auf den Rückweg, gingen aber an der Bank vorüber. Vor dem Tore derselben fanden sie einen Wagen stehen, der hoch mit Kisten beladen war. „Worauf wartest Du?“ fragte ihn der Direktor. „Auf den Kassierer von der Bank,“ antwortete der Kutscher. „Er wird heute nicht verreisen,“ antwortete der Direktor und wies seine Leute an, den Wagen mit dem Kutscher in das Gefängnis zu bringen. Als es geschehen war, schritten sie wieder auf den Berg und harrten auf die Ankunft der Helfer, aber der Morgen brach schon an, und keiner kam. Da verließ ihn die Polizei, nur zwei Mann blieben zu seinem Schutze zurück.

Nach dem Frühstück kam Rodrigo zu ihnen hinaus, denn er war begierig, zu erfahren, wie es während der Nacht ergangen habe. Peter erzählte ihm alle Einzelheiten, und Rodrigo hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu. Als er geendigt hatte, erhob er sich, denn er mußte eilen, daß er zeitig in die Schule kam. Peter aber blieb zurück und trug seinem Freunde auf, die ehemaligen Arbeiter des Bergwerkes hinaufzusenden.

„Deren sind, soviel ich glaube, keine mehr übrig,“ gab Rodrigo zur Antwort; „sie und ihre Angehörigen sind bei der letzten Seuche alle gestorben. Ich werde aber an gehöriger Stelle nachfragen, und, falls noch einer von ihnen lebt, sie heute nachmittag zu Dir hinschicken.“

Dann eilte er raschen Schrittes den Berg hinunter und begann seinen Unterricht; es fehlte aber bei den Schülern die Aufmerksamkeit, denn von den wichtigen Ereignissen war schon etwas zu ihrer Kenntnis gekommen, und da auch dem Professor allerlei Gedanken durch den Kopf gingen, so waren beide Teile froh, als es Mittag wurde und die Schule geschlossen werden konnte.

Sobald er gegessen hatte, begab er sich zu dem Beamten, welcher das Register der Einwohnerschaft führte, um sich zu erkundigen, ob noch Arbeiter der früheren Silbergrube übrig seien.

Der Beamte gab ihm zur Antwort: „Außer Ihnen, Herr Professor, sind die Arbeiter und ihre Kinder bei der letzten Seuche alle mit Tod abgegangen.“ Er ließ sich das Verzeichnis derselben geben und überzeugte sich, daß keiner mehr übrig war, als er allein.

„Es ist gut,“ dachte er; „denn nun wird Ebert sein Geld behalten und kann die Ausbeute des Bergwerkes für sich allein verwenden.“ Mit dieser frohen Nachricht ging er den Berg hinauf und brachte seinem Freunde die Nachricht. „Einer ist noch übrig,“ antwortete Peter, „der bist Du, und sobald ich im Besitze des Geldes bin, werde ich Dir Deinen Anteil zukommen lassen.“

Rodrigo hatte das nicht erwartet und wehrte sich dagegen, aber Peter sprach: „Es bleibt dabei; meine Tante hat es im Sterben so angeordnet, und so soll es auch geschehen.“

Wie Rodrigo auch sich dagegen aussprechen mochte, Peter blieb bei seiner Ansicht und fügte noch hinzu: „Wenn es mit dem Bergwerke gut geht, dann wirst Du mein Buchhalter werden. Ich werde Dich dann jedenfalls so gut bezahlen, wie es die Stadt Alicante tut. Geh’ nun hinab und Sorge, daß ich einige zuverlässige Männer während der Nacht als Wache heraufbekomme.“

Der Freund verließ ihn, um den von ihm erhaltenen Auftrag auszuführen. Er ging eiligen Schrittes hinab, begab sich zu einigen starken und gewandten Schiffern, die er genau kannte, und gewann sie für die beabsichtigte Wache. Peter empfing sie freundlich und wies ihnen die Stellen an, wo sie sich niederlegen und die Wache halten sollten. Sie taten es, aber der Mond leuchtete so hell, daß sie weit und breit um sich her sehen konnten.

„Was hat das Schiff zu bedeuten, welches dort schon gestern lag?“ fragte einer von den Schiffen.

Einer von ihnen gab zur Antwort: „Es muß wegen des Kassierers sein, denn gestern am Abend kam einer seiner Knechte, legte ein Boot zurecht und gab dem Schiffe Zeichen. Bald nachher löste es die Anker und legte sich an die Stelle, wo es noch jetzt liegt. Es muß nicht ganz richtig mit demselben sein, und wahrscheinlich hängt es mit dem Kassierer zusammen. Doch schaut einmal, was sich dort begibt.“

Alle Köpfe richteten sich nach dem Meere und sie sahen deutlich, daß ein Schiff mit geblähten Segeln vom Ufer von Alicante abfuhr und seinen Kurs auf die balearischen Inseln zu nahm; aber bald wendete es sich um und schoß auf das Fahrzeug zu, welches in der Nähe von Alicante vor Anker lag. Ehe dasselbe erreicht war, löste es seine Anker und richtete seinen Lauf nach Süden; aber kaum hatte es denselben angetreten, als ein zweites Schiff vom Ufer von Alicante auf dasselbe zuschoß. Der Verfolgte verließ jetzt das Meeresufer und schoß vom Lande in die hohe See, aber die beiden Schiffe folgten ihm und holten es bald ein. Sie sahen, wie sich die Mannschaft des verfolgten Schiffes zum Kampfe bereit machte, aber die Verfolger schlossen es von zwei Seiten ein und legten sich fest daran.

Die Zuschauer sahen, wie sich die Mannschaft des eingeholten Schiffes an beiden Seiten ihres Fahrzeuges zum Kampfe aufstellte, aber auch die Mannschaft der beiden anderen eilte herbei und es entstand ein wütendes Gefecht, aber die beiden Schiffe hatten die Mannschaft des drit-

ten bald überwältigt,

Peter und Negrotti standen außerhalb ihres Hauses auf der Höhe und sahen dem Kampfe mit Verwunderung zu, denn sie hatten keine Ahnung davon, was die wahre Ursache war. Sie hörten den Lärm, der sich in Alicante erhob, als sich die drei Schiffe ans Ufer legten.

Peter schickte den Negrotti hinab, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Dieser selbst neugierig, nahm den kürzesten Weg und kam in dem Augenblicke am Gestade an, als die Besatzung des überwältigten Schiffes, mit Ketten gebunden, ans Land transportiert wurde. Das Ufer, welches voll von Bewohnern Alicante stand, ertönte von lautem Lärm wieder, aber keiner konnte dem fragenden Negrotti die eigentliche Ursache des ertönenden Geschreis sagen; alle aber stimmten darin überein, daß die Gefangenen Seeräuber seien. Er drängte sich deshalb durch die Menge und kam gerade am Ufer an, als dasselbe von dem Polizeidirektor, welcher von dem Schiffe kam, betreten wurde.

Als er den Negrotti sah, beugte er sich zu ihm hinab und flüsterte ihm ins Ohr: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß sich seine Sache zum besten gestaltet; wir haben eben die Schiffsmannschaft festgenommen, welche den Kassierer nach der Insel Ioiza bringen sollte.“

Negrotti hätte gern noch mehr vernommen, aber der Polizeidirektor eilte jetzt vorwärts und stellte sich die Spitze des Zuges. „Vorwärts zum Gefängnis,“ befahl er, und die ganze Menge des Volkes setzte sich in Bewegung. Negrotti aber lief den Berg hinauf und brachte seinem Herrn die Nachricht, die er vernommen hatte. Dieser war höchst verwundert, aber da er heute nicht mehr erfahren konnte, so legten sich zu Bett.

Am folgenden Morgen kam der Direktor zu ihm auf die Höhe und machte ihm die Anzeige, daß heute Nacht das Schiff, welches den Kassierer nach Ioiza hätte bringen sollen, und welches ein im Dienste desselben stehendes Raubschiff sei, ans Ufer geschleppt worden, und daß die die ganze Mannschaft desselben im Gefängnis sitze. Er lud den Peter ein, mit ihm hinab auf eine Bank zu kommen und die Geschäftsbücher untersuchen zu helfen.

Nachdem er dem Negrotti eingeschärft hatte, auf alles recht acht zu haben, ging er den Berg hinab, und der Polizeidirektor teilte ihm noch manches mit, was ihm zu wissen wichtig war. An der Bank aber verließ er ihn und begab sich in das Gebäude. Dort herrschte großer Tumult, denn von allen Seiten waren diejenigen herbeigekommen, die an der Bank beteiligt waren und fürchteten, daß sie nun schweres Geld herauszahlen mußten.

Sie waren im Begriff, die Bücher durchzuse-

hen, aber sie entdeckten nirgendwo einen Fehler; auch die Rechnung des verstorbenen Ebert befand sich in Ordnung, und Peter zerbrach sich vergebens den Kopf, worin der Fehler liege. Er holte die Briefe, welche sein Oheim von dem Kassierer erhalten hatte, und fand nach dem Datum heraus, daß er die letzte Summe, welche er den Tag vor dem Versinken seiner Wohnung hingebracht, nicht eingetragen hatte. Er zeigte den Beteiligten diesen Brief, und sie mußten anerkennen, daß Peters Forderung richtig sei.

Während sie sich in der peinlichsten Unge-
wißheit befanden, kam der Polizeidirektor und ließ von einer Anzahl seiner Diener große Kasten herbeitragen, die geöffnet wurden. Es kamen Bücher und Skripturen aus demselben hervor, welche der Polizeidirektor den Herren mit dem Bemerkten übergab, diese Papiere ebenfalls einer Durchsicht zu unterziehen.

Sogleich machten sie sich an die Arbeit und fanden in den Büchern die Summe, welche Peter angegeben hatte, richtig verzeichnet; auch ein Brief seines Oheims fand sich mit derselben Summe vor. Als sie festgestellt hatten, daß Ebert genau die Summe, welche Peter angegeben, mehr eingezahlt hatte, ergossen sie sich in laute Verwünschungen des falschen Kassieres, dem sie soviel Vertrauen geschenkt hatten, und eine Deputation begab sich zum Polizeiamte, um anzuzeigen, daß die Forderung des Peter Ebert leider richtig sei.

„Dann wollen wir die Geldkasten des Uebeltäters einmal nachsehen,“ sprach er und ließ einige verschlossene Kasten herbeischaffen. Als sie geöffnet wurden, fand man sie voller Beutel, die alle mit Gold gefüllt waren, und die beteiligten zählten eine große Summe Geldes.

„Es wird genug sein, um die Veruntreuungen zu ersetzen,“ sagte der Direktor und entließ die Herren, die jetzt ein viel freundlicheres Gesicht machten, als vorhin.“

Nun wurde festgestellt, daß am Abend der gefangene Kassierer zum Verhör geholt werden solle. Als man ihn aus dem Gefängnis brachte, war sein Gesicht erdfahl und im Verhör bekannte er alle von ihm begangenen Unterschlagungen. Er gab indessen an, daß in den Kasten, welche er mit dem Schiffe der Seeräuber nach Ioiza hatte flüchten wollen, Geld genug vorhanden sei, um alle seine Unterschlagungen nebst den Zinsen zu decken.

Nachdem er dieses Bekenntnis abgelegt hatte, wurde er wieder in das Gefängnis geführt, denn dem Gerichte lag es jetzt ob, seine Angaben zu prüfen. Es machte sich jetzt daran, und fand nach dem ordnungsgemäßen Durchgange der alten Bücher, daß seine Veruntreuungen von seinem Nachlasse nebst den Zinsen vollständig gedeckt werden konnten.

Im Laufe des Prozesses wurde er verurteilt, unter dem Beile zu sterben. Vergebens gab sich Peter Ebert Mühe, eine Begnadigung herbeizuführen, die Strenge des Gesetzes sollte ihren Lauf haben, und es wurde ein Tag festgesetzt, an welchem das Urteil vollzogen werden sollte. Bei der Abwicklung der von ihm gemachten Veruntreuungen stellte sich heraus, daß er das gestohlene Geld zu seinem eigenen Vorteile verliehen und gute Geschäfte gemacht hatte.

Nachdem die Betrogenen ihr Geld samt den Zinsen zurückerhalten hatten, blieb noch eine ansehnliche Summe übrig, welche zum Vorteile der Stadt Alicante zurückgehalten wurde.

VI

Vergebens hatte sich Peter Ebert alle Mühe gegeben, das Urteil herabzumindern, aber es gelang ihm nicht; Am folgenden Tage sollte es vollstreckt werden, und in der Nacht baute man ein Gerüst vor der Bank auf, an dem es vollzogen werden sollte. Die Einwohnerschaft von Alicante strömte in großen Scharen herbei und stellte sich um das Gerüst, denn jeder von ihnen wollte Zeuge seines Todes sein. Die Trommler und Pfeifer sammelten sich, die Henker standen in blutroter Kleidung auf dem schwarz behangenen Gerüste. Jetzt trat auch der Gerichtshof heran und die Menge machte ihm ehrfurchtsvoll Platz. Der Oberrichter gab jetzt den Trommlern und Pfeifern und Henkern ein Zeichen. Sogleich setzten sie sich zu dem Gefängnisse in Marsch, und die Musikanten spielten den Todesmarsch, während das Volk ihrer Rückkehr in lautloser Stille harrete; aber nach einiger Zeit kehrte der Henker allein zurück und flüsterte dem Oberrichter etwas ins Ohr. Dieser erblaßte und ging eiligen Schrittes mit dem Scharfrichter von dannen. Die übrigen folgten auf seinen Wink. Während das Volk seiner Zurückkunft harrete, traten die vom Scharfrichter Herbeigerufenen ins Gefängnis und schritten eiligst zur Zelle des Kassierers hinab. Dort fanden sie den Leichnam desselben durch einen Stoß mit einem Dolche in das Herz ermordet.

Der Oberrichter ließ den Leichnam von dem Scharfrichter losmachen und hinauftragen. Dort banden sie ihn an den Schwanz eines Pferdes und ließen ihn bis zum Richtplatze ziehen. Dort wurde er auf das Schaffot hinaufgetragen, und der Oberrichter erklärte dem Volke, daß er erstochen in seinem Gefängnisse aufgefunden worden sei. Hierauf fragte er die Menge, ob sie glaube, daß damit der Gerechtigkeit genug getan sei.

„Nein,“ schrie das Volk tausendstimmig. Da befahl der Oberrichter dem Henker, daß er ihm

den Kopf abschlage. Es geschah, und das Volk entfernte sich, aber kaum hatte es den Platz verlassen, als der Gefängniswärter atemlos hinter einem Mönche hergestürzt kam. „Haltet ihn, haltet ihn auf,“ schrie er außer Atem. Die Menge bildete einen Kreis, um den Flüchtling zu fangen, aber dieser gewann dennoch die Freiheit und stürzte dem Meere zu; dort lag ein Kahn, in den er hineinsprang und mit eiliger Macht davonfuhr, aber er kam nicht weit, sondern schlug um. In der Hoffnung, sein Leben zu retten, schwamm er dem Ufer zu, aber hier standen jetzt Hunderte, von Menschen, die ihn erwarteten.

Einen Dolch aus seinem Gewande ziehend, suchte er sich Bahn durch die Menge zu machen, was ihm auch anfangs gelang, aber bald wurde er ergriffen. Dann wandte er seinen Dolch gegen sich selbst und erstach sich, indem er sprach: „Ihr sollt mich nimmer lebendig haben.“ Aber der Stich hatte ihn nicht sogleich getötet, er lebte noch.

Die entsetzte Menge schleppte den Leichnam des Selbstmörders gegen das Schaffot. Hier wurde ihm die Kutte abgerissen, aber niemand erkannte ihn. Der Gefängniswärter erklärte den Leuten, er habe die Tür des Gefängnisses unverschlossen gefunden und den Mönch bei dem Verurteilten angetroffen. Als er Lärm erhoben, habe der Mönch den Verurteilten erstochen und sei davon geflohen.

Die Menge riß ihm die Kutte vom Leibe und prallte zurück, als sie unter derselben einen Seeräuber entdeckte. Alles strömte auf einen Haufen zusammen und der Gefängniswärter bat, den Verbrecher zu binden und unter seiner Aufsicht zurückzuführen. Sogleich legten hundert Hände an und rissen ihn mit sich fort, bis er wieder in seinem Gefängnisse eingeschlossen und mit dicken Ketten gefesselt war.

Das Volk und die Richter waren begierig zu erfahren, welche Bewandnis es zwischen dem Räuber und dem Kassierer hatte; aber sie brauchten nicht lange darnach zu forschen, denn die übrigen Seeräuber machten bald ein Bekenntnis, aus welchem hervorging, daß der Kassierer und ihr Hauptmann schon lange in einem innigen Verhältnis zu einander gestanden und gemeinschaftliche Geschäfte geführt hatten. Da der Seeräuber nun fürchtete, er werde ihn und seine Bande noch auf dem Blutgerüst zur Anzeige bringen, so legte er das Gewand an, und wußte seinem Kerker zu entkommen und die Tür zu dem Kassierer zu öffnen. Seinen Kameraden versprach er, ihnen die Freiheit zu verschaffen, wenn sie ihn nicht verrieten.

Am Abend dieses Tages, als Peter in seiner Stube saß und an den Ausgang seines Prozesses dachte, wurde an die Tür geklopft. Peter erhob

sich; ohne den Schlüssel umzudrehen, fragte er, wer Einlaß begehre. „Mankarz aus Mülheim,“ tönte es ihm entgegen. Peter kannte diese Stimme, öffnete sogleich die Tür und fiel dem Angekommenen um den Hals.

Das Wiedersehen war eine große Freude für ihn, und er führte den Mankarz sogleich in sein hölzernes Haus und stellte ihm den Unterdirektor Negrotti vor; dann zeigte er ihm die Schlafkammer, die er schon lange für ihn in Bereitschaft hatte, und zog ihn dann in seine Stube, wo er ihm in deutscher Sprache die Ereignisse der letzten Zeit erzählte.

Mankarz, der von alledem nichts gehört hatte, wunderte sich über diese Vorfälle nicht wenig. „Es ist gut, daß Du am Ende davon tüchtig profitiert hast,“ sagte er. „Bares Geld ist bei allen Unternehmungen ein sicheres Mittel, dieselben vorwärts zu bringen. Du hast gewiß schon manches getan.“

„Eigentlich noch gar nichts, als die versunkene Wohnung meines Oheims wieder ans Licht gebracht,“ gab er zur Antwort, „aber es hat sich gelohnt!“

Er zog ihn mit sich und zeigte ihm die Kasten mit dem Silber, welche er in dem eingestürzten Hause gefunden hatte; er nahm einen davon mit sich in die Stube und öffnete denselben beim Licht. Fast erschrocken blickte Mankarz hinein und sprach: „Das ist ja ein außerordentlicher Fund; einige schwarze Brocken abgerechnet, ist alles Silber. Wenn alle die Kisten so sind, bist Du ein reicher Mann und kannst im Ueberflusse leben, ohne Dich nach neuen Reichtümern umsehen zu müssen.“

„Ich denke nicht, daß es soviel ausmacht,“ antwortete Peter; „die hiesige Bank, die stets von meinem Onkel dessen Erz gekauft, hat nicht ein Zehntel von dem gegeben, was Du veranschlagst.“

Mankarz drang darauf, daß noch eine andere Kiste geholt werde, damit auch diese untersucht werde. Peter ging mit Freuden darauf ein, aber die zweite Kiste zeigte noch ein günstigeres Resultat. „Morgen werde ich sie alle öffnen und abschätzen,“ sagte er. „Nimm indessen meine Gratulation, die Du in hohem Grade verdienst, wenn die Kisten alle von dieser Qualität sind. Wo ist denn das Bergwerk? Ich möchte es bei Licht untersuchen, so neugierig bin ich.“

Trotz seiner freudigen Stimmung riet Peter, den folgenden Tag abzuwarten, denn er fürchtete noch immer, des Nachts überfallen zu werden. Mankarz gab sich damit zufrieden und sie setzten sich zu dem einfachen Abendessen, welches Negrotti unterdessen bereitet hatte. Dann legten sie sich zur Ruhe, während Negrotti die Nachtwache übernahm und sich, vor der Haustür in ein Tuch wickelte. Die beiden schlie-

fen die Nacht hindurch ohne jede Störung und erhoben sich am folgenden Morgen in der Frühe.

Während Negrotti das Frühstück zurecht machte, verließen die beiden die Wohnung und gingen die Treppe hinunter, wo Mankarz auf den ersten Blick die Silberader, die in den Berg führte, erkannte. „Wir werden sie bergmännisch aufbauen,“ sagte er, „aber sie muß sich auch an der andern Seite zeigen.“ Sie gingen beide zu der entgegengesetzten Seite der Vertiefung, wo Mankarz sich zu dem Loche, durch welches einst der Fluß gekommen war, niederbückte und mit der Hand in die Tiefe hinabreichte. Als er sie wieder herausholte, brachte er eine Handvoll Silber hervor und sprach: „Da müssen wir zuerst hinab.“

Er nahm eine Hacke, mit der er den Boden löste; einige Haue genügten, um auf eine reichhaltige Silberader zu kommen. Er beschaute sie ganz genau und sprach: „Nehmen Sie meine herzliche Gratulation, denn wir stoßen auf ein reiches Silberfeld. Gehen Sie hinauf und lassen Sie die Eimer hinab.“

Peter ging nun auf das Gerüst und ließ den Eimer hinab, und bald konnte er ihn gefüllt hinaufziehen. Nachdem dieses einigemal geschehen war, kam Mankarz hinauf, reichte ihm die Hand und sprach: „Wir müssen aufhören, denn es bedarf rascher Bauten, wenn wir nicht bestohlen sein wollen. Ist der Zimmermann, der hier die beiden Balken gelegt hat, ein geschickter Mann?“

„Ja,“ sagte Peter, „er versteht mehr als sein Handwerk.“ „So muß man ihn sogleich herkommen lassen, damit er um die ganze Grube ein gedecktes Gebäude auführt, aber ich halte es für gut, daß noch keinem Menschen Mitteilung von unserm glücklichen Fund gemacht wird.“

Sie gingen in das Haus, wo Negrotti eben damit beschäftigt war, das Frühstück aufzutischen. „Iß schnell,“ sagte Peter zu ihm, „und geh’ dann hinab zu dem Meister, der unser Haus gebaut hat. Bringe ihn mit, denn ich habe neue Arbeit für ihn.“

Negrotti beeilte sich, daß er fertig wurde, und trollte den Berg hinab. „Nun ist es Zeit, daß wir den Fundort vertilgen und das erbeutete Silber beiseite schaffen,“ sagte Mankarz und sogleich eilte er die Treppe hinab und breitete Sand über die Fundstelle; dann kam er eilig hinauf und half, das Silber in Kasten werfen, die sie beide ins Haus trugen.

Als sie alle Spuren verwischt hatten, kam Rodrigo herauf und teilte dem Peter mit, daß er bereits seine Stelle gekündigt habe und bereit sei, die Buchführerstelle anzunehmen. Peter reichte ihm die Hand und sprach: „So ist’s recht, Dein Einkommen wird verdoppelt und von dem mir vom Gericht zuerkannten Betrage

bekommst Du die Hälfte.“

Vergebens war sein Weigern, denn was Peter einmal gesagt hatte, das galt. „Deine Arbeit wird nicht zu groß sein,“ sagte er, „aber Du liebst die Studien, und es wird Dir Zeit genug übrig bleiben, sie zu pflegen.“ Er erzählte ihm den Fund, den sie gemacht hatten, bat ihn aber, das glückliche Ereignis nicht weiter auszubringen, sondern es als ein Geheimnis zu bewahren.

„Peter,“ sprach Mankarz, „es wäre gut, wenn Du das von Deinem Oheim gewonnene Silbererz verkauftest, denn die Ausgaben werden wachsen; auch ist das Verwahren der kostbaren Erze nicht ohne Gefahr. Wenn mancher Bewohner von Alicante wüßte, welche Menge von demselben vorhanden ist, dann könntest Du leicht unangenehme Besuche haben. Es wäre gut, wenn Du Dich heute noch auf den Weg nach Valencia machtest, um dasselbe bei dem Schmelzer abzusetzen.“

„Heute geht ein Schiff nach Valencia,“ gab Peter zur Antwort, „soll ich mit demselben hinfahren?“

„Tue das, aber nimm Deinen Freund mit Dir.“

„Willst Du mit?“ fragte Peter den Rodrigo.

„Wenn ich hier nicht notwendig bin, würde es mir Freude machen, Dich zu begleiten,“ antwortete er.

Peter nahm nun von dem heute ausgegrabenen Silber eine Probe zu sich und sie gingen den steilen Berg hinab ans Meer, wo das Schiff eben bereit war, vom Lande abzusegeln. Es nahm die beiden Männer zu sich, dann segelte es ab.

Die beiden jungen Leute freuten sich, daß sie jetzt ein paar Tage zusammen allein waren, und ergingen sich in großer Freude über die schöne Zukunft, die ihrer harrte. Zwei Tage später legte das Schiff in Valencia an und die beiden Jünglinge begaben sich sogleich zu dem Hüttenbesitzer, welcher sie freundlich empfing. Als ihm Peter das Silber zeigte, streckte er den Kopf in die Höhe und fragte: „Ist denn das Silberbergwerk von Ebert wieder in Betrieb?“

Als ihm Peter sagte, daß er der Nachfolger von seinem Oheim sei, war er hoch erfreut, holte seine Bücher herbei und zeigte ihm die ganze Rechnung des Silbers, welches er für den ehemaligen Bankdirektor ausgeprägt hatte.

Peter wunderte sich über den hohen Gehalt des Erzes und auch über die Billigkeit der Berechnung, aber er dachte, der Herr werde das Silber sehr billig ankaufen. Als er ihn fragte, was er für zehn Pfund reines Silber gebe, gab er zur Antwort: „Ich selbst darf kein Silber kaufen, aber Sie können es hier in die Münze geben und sich Geld daraus prägen lassen. Tuen Sie es ohne Furcht. Sie brauchen an keinen Betrug zu glauben; denn die Behörde ist zuverlässig und

kontrolliert auch die Schmelzer.“

Peter und Rodrigo trauten dem Manne und versprachen ihm, in Bälde mit Erz zu kommen. „Zum Transporte kann ich Ihnen nur den Schiffer, der Sie hierher gebracht hat, empfehlen,“ sprach der Fabrikant, „denn er ist durchaus ehrlich und verschwiegen.“

Da das Schiff noch in Valencia blieb, so sprachen sie mit dem Eigentümer, wann er einen Transport übernehmen könne. „Wenn Sie noch zwei Tage hier warten wollen, bis mein Schiff beladen ist,“ gab er zur Antwort, „dann können Sie mit zurückfahren.“ Da Peter die Stadt früher nur oberflächlich gesehen hatte, und er durch einen anderen Ort zurückzukehren nicht viel Zeit gewann, so sagte er zu. Die zwei Tage benutzten sie, um die zahlreichen Merkwürdigkeiten von Valencia in Augenschein zu nehmen, und als die Zeit vorüber war, begaben sie sich zu dem Schiffer, mit dem sie wieder auf Alicante zufuhren.

Auf dem Wege fragten sie ihn über die Höhe der Summe, welche er für eine Fahrt nach Valencia fordere. „Es ist derselbe Preis, den Ihr Oheim zahlte,“ sprach der Schiffer, und sie schlugen zu. Als sie nach einer glücklichen Fahrt in Alicante ankamen, legte der Schiffer der Höhe gegenüber, auf welcher die Silbergrube lag, an und forderte die beiden Jünglinge auf, heute Nacht mit der Einladung zu beginnen.

„Aber, Sie müssen doch am allgemeinen Ankerplatze anlegen,“ sprach Peter.

„Nein,“ gab der Schiffer zur Antwort, „wir lassen es mit der Einladung beim alten.“

Da ihm Franz erklärte, daß er die frühere Art nicht kenne, so sprach der Schiffer: „Suchen Sie oben nach, Sie werden die Einrichtung finden und mir ein Zeichen geben, wenn verladen werden soll.“

Die beiden jungen Männer verließen das Schiff und begaben sich auf dem kürzesten Wege den Berg hinauf. Als sie oben ankamen, fanden sie schon einen Teil der Grube mit Brettern umzäunt, aber nach der Meinung des Mankarz konnte es noch die doppelte Zeit dauern, bis sie mit der Arbeit fertig waren. Er riet deshalb an, mit der Verladung nicht zu zögern, und ging mit hinab zu dem Punkte des Berges, der senkrecht hinabging und dem das Schiff gerade gegenüber lag. Hier fanden sie eine Vorrichtung zum Hinablassen der Fässer. Da es ihnen aber besser und vorsichtiger dünkte, mit dem Einladen bis zum Anbruch der Dunkelheit zu warten, so wurde der Schiffer davon verständigt, und sie untersuchten unterdessen die Taue und Ketten, ob sie noch stark genug seien, die Last zu tragen. Die Untersuchung zeigte, daß sie vollends stark genug seien, und sie beschlossen, mit der Verladung zu beginnen, sobald die Schreiner sich

von der Arbeit zurückgezogen hätten. Während der Abwesenheit von Peter und Rodrigo hatte sich Mankarz von der Ehrlichkeit des Negrotti überzeugt, daß er es für ungefährlich hielt, ihn in den Transport des Erzes einzuweißen. Sobald die Schreiner den Ort verlassen hatten, rollten sie die Fässer mit dem Erze den Berg hinab, bis an die Stelle, wo sich die Einrichtung zur Herablassung derselben befand. Peter und Rodrigo blieben im Hause und sorgten für die Herablassung derselben, Negrotti und Mankarz aber schafften sie an die Spitze des Berges und liehen sie mit der Kette hinab. Die Arbeit dauerte die ganze Nacht, und erst mit Anbruch des Tages waren sie fertig. Rasch nahm Peter mit den übrigen ein Frühstück, dann händigte er dem Rodiigo den Schlüssel zu seinem Geldschrank ein und empfahl ihm, jede Ausgabe fleißig zu notieren, da er mit dem Schiffe nach Valencia fahren und nicht eher zurückkommen werde, bis er das Silber verkauft habe. Dann eilte er den Abhang hinab. Der Schiffer lichtete bald darauf die Anker und fuhr gegen Valencia, woselbst sie ohne Aufenthalt und sonstige störenden Verhältnisse ankamen.

Als der Schiffer das Silbererz ausgeladen hatte, nahm er Abschied von Peter, nahm eine Ladung nach Alicante ein und fuhr zurück. Peter aber begab sich sogleich zu dem Manne, der ihm das Erz reinigen sollte. Die Fässer kamen vom Meere in seinem Reinigungshause an, wo Peter in einem für ihn bestellten Zimmer Quartier nahm und der Reinigung vom Anfang bis zum Ende beiwohnte. Auch die Offiziere der königlichen Presse kamen häufig dahin, um die Arbeit zu kontrollieren.

Am Schlusse des Verfahrens hatte Peter so viele Silberkuchen, als er Fässer mit nach Valencia genommen. Der Fabrikant schätzte sie ihm ihrem wahren Werte nach und teilte ihm mit, wieviel er für die Schätzung zu zahlen habe. Als er nun die Gebühren, welche er für die Reinigung und das Prägen hergeben mußte, berechnete, erschreckte er fast vor dem ungeheuren Ueberschusse und entschloß sich kurz, der königlichen Münze einen Nachlaß zu gewähren, wenn sie ihm einen Teil der Summe in Bar entrichte und den übrigen gegen Zinsen in ihrem Verwahr behalte.

Die Münze ging gern darauf ein, zahlte ihm den geforderten Betrag heraus und gab ihm für den Rest einen Schuldschein. Ihn verlangte nun sehr, nach Alicante zurückzukommen. Er begab sich deshalb an das Ufer des Meeres, wo er den Schiffer mit einer vollen Ladung zum Absegeln bereit fand. Der Schmelzer hatte die leeren Fässer bereits an Bord gebracht. Peter schiffte sich deshalb ein, und ehe eine Stunde vergangen war, schwamm er Alicante zu.

Zur Nachtzeit kam er daselbst an und ging den Berg hinauf. Nirgend war ein Mensch zu sehen, denn es war noch nicht Morgen. Als er aber an seine Tür klopfte, wurde ihm sogleich aufgemacht; denn Rodrigo war mit dem Bereiten des Frühstücks beschäftigt.

„Wo sind die anderen?“ fragte er.

„Schon seit einer Stunde sind sie am Silbergraben; aber sie werden bald zum Frühstück kommen,“ antwortete Rodrigo.

Peter war so frohen Gemütes, daß er seinem Freunde alles berichtete und mit ihm seine Hoffnungen besprach.

Es dauerte aber nicht lange, so kamen auch Mankarz und Negrotti. Sie reichten ihm die Hand und gratulierten ihm wegen der schönen Ausbeute, die sie gemacht hatten. „Nach dem Frühstück mußt Du mitgehen und Deinem Reichtum ansehen,“ sprach Mankarz. „Wenn es so fortgeht, dann bist Du bald der reichste Mann in Spanien.“

„Das wäre,“ sprach Peter, „wenn ich wirklich ein reicher Mann würde, dann sollten auch andere etwas mitbekommen.“

Nach dem Frühstück erhob sich Mankarz und hieß Rodrigo und Negrotti im Hause bleiben, er wolle ihrem Herrn die Schätze weisen, die sie während seiner Reise herausgebracht hätten. Er ging ihm voran in das Gebäude, welches der Schreiner rings um die Grube aufgebaut hatte. An den Wänden lagen ringsumher die aufgefundenen Erze, und es waren ihrer so viele, daß Peter sich in Ausdrücken des Staunens Luft machte.

„Komm einmal mit herab in das Bergwerk,“ sagte Mankarz und nahm aus einem verschlossenen Kasten eine Strickleiter, die er an einem, in dem Holzwerk eingeschlagenen Haken befestigte, zündete eine Lampe an und stieg vorsichtig hinab. Als er unten war, rief er dem Peter zu, ihm zu folgen. Dieser stieg nun ebenfalls die Leiter hinab und kam bald auf dem Boden an. In dem Lichte, welches Mankarz an den Wänden vorüberführte, blitzte und leuchtete alles, und Mankarz wünschte seinem Herrn Glück zu dem beispiellosen Funde.

„Was soll ich mit dem Reichtum machen?“ sprach Peter. Da nahm Mankarz einen Stein aus einer Vertiefung, hielt denselben Peter vor die Augen und sprach: „Du hast wohl nicht daran gedacht, daß sich in Deinem Bergwerke auch Diamanten finden würden?“

„Mein Gott,“ sprach Peter, als er den großen Stein sah, „ist es denn nicht genug, daß ich reich an Silber werde? Ich kann diesen Reichtum nicht allein für mich halten. Ihr anderen müßt auch einen Teil davon haben.“

„Ich wußte, daß Deine edle Gemütsart sich so aussprechen würde,“ sagte Mankarz, „aber

überlege wohl, was Du tust, halte mindestens die Hälfte für Dich!“

„Nein,“ sprach Peter, „ein Viertel ist genug für mich. An dem Silber verdiene ich mehr, als ich brauche.“

„Nun, Du hast noch nicht alles gesehen,“ sprach Mankarz, indem er ihm noch einen zweiten und dritten Stein in die Hand drückte. Ueberglücklich nahm er sie in die Hand und beschaute sie aufmerksam; dann sprach er: „Laß uns hinaufgehen, damit wir den Zurückgebliebenen das Glück verkündigen.“

Die beiden eilten nun hinauf und in ihre Wohnung, wo Rodrigo und Negrotti noch beim Frühstück saßen. Peter legte die drei Steine vor sich auf den Tisch und fragte die beiden, ob sie wüßten, was das für Steine seien. Sie beschauten sie ganz genau, und in dem Gesichte Rodrigos zeigte sich, daß er ihren Wert nicht zu würdigen wußte; aber Negrotti stieß einen Schrei aus und sagte: „Das sind Diamanten, ich kenne sie genau und der große hat einen fast unschätzbaren Wert.“

Dieser Ausruf brachte Rodrigo in Erstaunen und er beschaute die Steine noch einmal, schüttelte aber den Kopf und sagte, daß er nichts davon verstehe.

„Der große Stein hat einen enormen Wert,“ sagte Negrotti, „und ich freue mich, daß er Ihnen zufällt, denn nun hat das Bergwerk einen großen Wert; aber ich rate Ihnen, den Fund geheim zu halten, sonst kommt die halbe Stadt zu uns herauf und demoliert das Bergwerk.“

„Dieselbe Bitte habe ich auch an Euch,“ antwortete Peter, „denn wir vier wollen den Erlös aus den Steinen teilen.“ Das war für die beiden eine Versicherung, die sie fast betäubt vor Freuden machte. Sie berieten nun, wo die Diamanten veräußert werden sollten, und kamen endlich zu dem Beschlusse, sie nach Paris zu bringen. Peter war damit zufrieden, bestand aber darauf, daß Rodrigo ihn begleiten sollte. Sie kamen nun überein, daß keine neuen Arbeiter angenommen werden sollten, sondern daß Mankarz und Negrotti alles allein besorgen sollten. Wenn sie wieder zurückkämm, sei es noch Zeit, über den Fortgang zu beraten.

„Aber das Silber,“ sagte Mankarz; „es kann hier nicht aufgehäuft liegen bleiben.“

„Du kannst es dem Schiffer mitgeben, er ist eine ehrliche Haut,“ gab ihm Peter zur Antwort.

„So reiset in Gottes Namen,“ sagte Mankarz, „und laßt es Euch nicht verdrießen, wenn ihr länger zurückgehalten werdet, als Euch lieb ist. Das Geschäft wird nicht so leicht von der Hand gehen, wie man denkt.“

Am selben Tage verließen die beiden jungen Leute den Berg und wanderten bis Agost zu Fuß. Dort kauften sie ein paar tüchtige Pfer-

de und trabten munter der Landstraße nach. Am Abend machten sie Halt in einer kleinen Stadt, und Peter kaufte sich hier einen Lederbeutel, den er auf seinem Zimmer sich um den Leib nähte, denn mit dem Reichtum kam ihm auch die Furcht. Sie wurden einig, daß Rodrigo die erste Hälfte der Nacht aufbleiben und die Tür bewachen sollte; die zweite Hälfte aber sollte Peter aubleiben. Sie untersuchten zuerst das Zimmer sehr genau, überzeugten sich aber bald, daß nur durch die Tür der Eingang möglich war. Wie verabredet, so geschah es, aber als der Morgen zum Zimmer hineinleuchtete und in dem Hause schon Munterkeit herrschte, gingen sie hinab, ließen sich das Frühstück geben und setzten sich dann wieder zu Pferde.

Sie ritten in gestrecktem Galopp und machten nur dann Pause, wenn die Pferde müde oder hungrig wurden. Ohne besondere Abenteuer erreichte sie die Grenze des Landes und ritten nun auf Paris zu, wo sie eines Tages müde ankamen.

Um in dem fremden Lande nicht beraubt zu werden, kehrten sie in einem vornehmen Gasthofe ein und ließen sich gleich einen Schneider kommen, der sie reich ausstaffieren mußte. Dann ließen sie den ersten Juwelenhändler von Paris zu sich kommen, dem sie die Steine zeigten und ihn fragten, ob er sie kaufen wolle.

VII

Der Juwelenhändler war nicht sicher darüber, ob sie den Wert der Steine kannten, und stellte deshalb einige Fragen an sie, aber die Sicherheit, mit welcher Peter über den Wert der Steine sprach, gab ihm bald böe Gewißheit, daß sie den enormen Wert kannten.

„Der Preis ist nicht zu hoch,“ sprach er, „aber Sie werden in Paris keinen Juwelier finden, der Ihnen denselben zahlen kann. Der einzige Weg, die Steine los zu werden, geht nach dem Hofe. Von dort habe ich schon seit längerer Zeit den Auftrag erhalten, große Diamanten zu kaufen, aber bis jetzt haben sich keine gefunden, die groß genug waren. Geben Sie mir den Auftrag, sie für den von Ihnen geforderten Preis zu verkaufen, so ist das Geschäft so gut als abgeschlossen. Ich werde für meine Mühe bezahlt werden, indem ich entsprechend mehr dafür fordere.“

Peter war damit zufrieden und der Juwelier forderte ihn auf, ihm an den Hof zu folgen. „Mein Freund muß mich begleiten,“ sagte Peter. Und als der Juwelier mit dem Kopfe nickte, gingen sie mit ihm von dannen. Draußen stiegen sie alle drei in einen Wagen und fuhren zur Residenz. Der Juwelier hieß sie in einem Vor-

saale warten und ging selbst zum Könige. Bald kam er mit demselben zurück und Peter mußte die Steine zeigen. Der König beschaute sie mit großer Verwunderung und sprach heimlich mit dem Juwelier.

Dieser riet entschieden, sie um den geforderten Preis anzukaufen. „Erst muß sie meine Gemahlin sehen,“ gab der König zur Antwort und ging sogleich hinweg, um sie zu holen. Als sie herbeikam, geriet sie in große Verwunderung und riet ebenfalls zum Ankaufe.

„Wieviel bares Geld müssen Sie haben?“ fragte der König. „Die ganze Summe,“ sprach Peter.

„Es ist viel Geld,“ sprach der König; „ich weiß nicht, ob meine Kasse so viel vorrätig hat.“

„Dann muß ich nach Oesterreich reisen,“ sagte Peter; „der dortige Hof wird nicht knausern.“

Da er sich bei diesen Worten erhob so fürchtete der König, daß aus dem Handel nichts werde, und sagte den geforderten Preis zu. Er schrieb ihm eine Anweisung auf die königliche Bank, nahm gegen dieselbe die Steine in Empfang und verabschiedete sich.

Peter und Rodrigo begaben sich sofort an die königliche Bank, präsentierten dort das königliche Schreiben und fragten, wann sie den Wert in Empfang nehmen könnten. Der Kassier war einigermaßen über die Höhe der Summe erstaunt und bat die Herren, sich niederzusetzen. Eiligst schrieb er ein Billet an das königliche Haus, um sich von der Richtigkeit der Anweisung zu überzeugen. Sein Schreiben wurde bald dahin beantwortet, daß die Forderung ihre Richtigkeit habe.

Der Kassier ließ sie in ein Gemach hinter der Kasse eintreten, wo er mit ihrer Hülfe eine große Kiste herab nahm. Als er den Deckel öffnete, sahen sie eine Menge von großen Goldstücken. Er zog eine Rolle derselben heraus und zählte sie ihnen vor. „Nicht wahr, es sind zehntausend Livres,“ sagte er. Peter nickte, und der Kassier zählte die einzelnen Rollen, von denen er einige öffnete und ihnen zeigte, daß sie alle Gold enthielten und mit der ersten gleiche Höhe hatten. „Macht also eine Million Livres,“ sagte er, nahm einen kleinen Kasten herab und zählte ihnen aus diesem noch drei Rollen vor.

Sie unterschrieben die Quittung und ließen sich das Geld in ihren Wagen tragen, dann fuhren sie nach ihrem Gasthofe zurück, wo sie den Juwelier schon vorfanden. Als er sein Geld erhalten hatte, eilte Peter sogleich zu einem Wagenfabrikanten, kaufte ein starkes Gefährt und ein paar Pferde und mietete einen Kutscher nach Alicante. Heimlich brachten sie das Gold in einem der Wagensitze unter, keilten den Kasten an allen Seiten fest und vernagelten den Deckel desselben. Dann bezahlen sie ihre Zeche

und reisten von dannen.

Auf dem Rückwege begegnete ihnen nichts Auffälliges und sie kamen wohlbehalten in der Nähe von Alicante an. Um von den Einwohnern nicht gesehen zu werden, schlugen sie den Weg ein, auf dem früher der Kassierer von der Polizei hinabgebracht worden war. Da es noch früh am Tage war, so trafen sie niemand in der Hütte, aber sie hatten einen Schlüssel mitgenommen, mit welchem Peter öffnete und Rodrigo mit dem Kutscher hinein schickte. Er brachte unterdessen den Wagen und die Pferde in den äußersten Räumen ihrer Wohnung unter und gab ihnen einweilen etwas Heu zum Fressen. Dann begab er sich in die Küche, wo der Kutscher bereits beim Mahle saß. Er zahlte ihm den bedungenen Lohn und gab ihm noch ein Goldstück darüber.

Der Knecht wollte noch am selbigen Tage ein Stück Weges zurückmachen. Er nahm deshalb bald Abschied und ging denselben Weg zurück, den er gekommen war.

„Nun laufe und rufe unsere Freunde herbei,“ sprach Peter. Rodrigo beeilte sich, diesen Auftrag auszuführen. Negrotti stand am Eimer und Mankarz befand sich unten. „Wir sind wieder da,“ sprach er; „kommt nur gleich herein!“

Negrotti rief dem Mankarz zu, die Arbeit einzustellen und schnell herauf zu kommen, da Peter und Rodrigo zurück seien. Mankarz kam sogleich herauf, und die beiden Männer eilten sich, dem Rodrigo im Sturmschritte zu folgen.

Peter empfing sie, schüttelte beiden warm die Hände und sprach: „Der Verkauf ist gelungen; geht nun mit, damit wir den Schatz herbeischleppen.“

Alle vier begaben sich zu dem Teile des Gebäudes, wo die Pferde am Stroh knapperten und Peter schlug die Decke des Rücksitzes auf und bat die übrigen, den Kasten tragen zu helfen. Als sie denselben im Wohngemach hatten, öffnete Peter ihn und nahm eine der Rollen heraus. Als die übrigen das funkelnde Gold sahen, waren sie außer sich vor Freude. Peter teilte die Rollen und schob jedem seinen Teil zu, dann holte er die Beutel, in welchen sich die übrigen Goldstücke befanden, hervor und wollte auch den Inhalt derselben verteilen, aber Mankarz wehrte sich dagegen. „Eigentlich gebührt alles Dir,“ sagte er, „und wir haben mehr als genug.“

Die übrigen waren derselben Meinung und keiner von ihnen wollte mehr nehmen, als ihm aus der Kiste zukam. Wie groß die Freude der beiden Bergleute Mankarz und Negrotti war, läßt sich kaum beschreiben. Es war aber auch ein ganz außerordentlicher Unterschied in ihrem Vermögen. Hätten sie der Güte Peters dieses plötzliche Glück nicht zu verdanken gehabt, so würden sie beide noch heute Abschied genom-

men haben, aber daran dachten sie jetzt nicht.

Als sie sich genugsam gefreut hatten, schickte Peter seinen Freund Rodrigo hinaus nach der Stadt, um für das Pferd Hafer zu bestellen. Mankarz nahm sein Notizbuch aus der Tasche, reichte es ihm hin und forderte ihn auf, sich zu überzeugen, daß sie schon zweimal während seiner Abwesenheit ein Schiff mit Silbererz nach Valencia geschickt hatten.

Er gab ihm das Buch zurück und sprach: „Der liebe Gott scheint einem einst so armen Knaben die Glücksgüter mit vollen Eimern in den Schoß schütten zu wollen, und ich weiß wahrlich nicht, wie ich ihm genugsam danken soll.“

Mankarz und Negrotti forderten ihn jetzt auf, sie zu begleiten, um ihre Arbeiten zu beschauen. Er ging mit ihnen und fand den freien Raum zwischen der Grube und ihrer Umkleidung fast ganz mit Erz angefüllt. Das Licht, welches Mankarz bei seinem Heraufkommen auf den Brettern bei der Walze hatte stehen lassen, ergreifend, stellte sich Peter in den Eimer und Negrotti ließ ihn hinab. Alle drei kletterten die Strickleiter hinab und Mankarz leuchtete umher. Er zeigte ihm, daß das Bergwerk sich zu seinen Füßen erbreiterte und daß über ihm zwei mächtige Adern in das Gebirge gingen.

„Wir wären eigentlich reich genug, um anderen die Ausbeute des Bergwerks zu überlassen,“ sprach Mankarz. „Wenn die Diamanten nicht gefunden wären, würde ich dazu raten, das Bergwerk zu verkaufen.“

„Erst müßten wir an dem senkrechten Stollen auf die Erde kommen,“ sagte Negrotti; „wir haben in demselben die Diamanten gefunden, deshalb sollten wir denselben bis auf den Boden ausbeuten.“

„Nun, so wollen wir fortfahren,“ sprach Mankarz und ergriff die Haue. Beim ersten Schlage that er einen Aufschrei, denn das Licht der Laterne leuchtete auf einen funkelnden Schein und als er sich hinabbückte und denselben aufnahm, dauerte das Glitzern und Leuchten umher noch fort. Er hob nacheinander noch zehn andere Steine auf und sie beschauten sie alle drei mit wachsendem Erstaunen.

Mankarz, der ein Kenner von Edelsteinen war, sprach zu den beiden anderen: „Wahrlich, diese Steine haben denselben Wert, als die bereits verkauften. Du wirst Dich bald auf die Reise machen müssen, um sie an den Mann zu bringen.“

Sie stiegen alle drei wieder hinauf und besahen die Steine in leuchtendem Glanze der Sonne, und Mankarz meinte, wenn man Glück habe, werde man dieselben zu einem höheren oder wenigstens ebenso hohen Preise verkaufen, als die ersten. Mankarz machte den Vorschlag, sie an den spanischen Hof zu bringen; aber Peter

erhob dagegen Einsprache, denn er meinte, der spanische Hof werde vielleicht unter irgend einem Grunde die Edelsteine behalten und sogar Anspruch auf die Minen machen. Besser wäre es, sie in Deutschland oder in Portugal unterzubringen.

Für Portugal stimmten auch die beiden anderen, und Peter sagte zu, daß er und Rodrigo die Reise nach Lissabon unternehmen wollten, sobald die Bücher beige-schrieben seien.

Sie waren noch in lebhafter Unterhaltung, als Rodrigo eintrat und sprach: „Draußen steht der Eselsführer, der den Hafer gebracht hat.“ Peter ging hinaus, zahlte ihn und ließ das Futter in den Stall bringen. Rodrigo half ihm die Pferde füttern; als der Bote aber hinweg war, sprach Peter: „Komm einmal in die Küche!“

Dort zeigte er ihm die Edelsteine, die Mankarz in dem Bergwerke gefunden hatte, und sprach zu ihm: „Wenn Du die Bücher beige-schrieben hast, gehen wir beide nach Lissabon, um sie am Hofe zu verkaufen.“

Rodrigo war vor Erstaunen außer sich, aber er reichte Peter die Hand und pries ihn glücklich. Heute war es mit der Arbeit vorbei. Sie blieben deshalb alle zusammen und plauderten sich fast müder, als sie sonst bei der Arbeit wurden. Spät gingen sie zu Bette, aber am folgenden Morgen erhoben sich Mankarz und Negrotti früh von ihrem Lager und machten sich wieder an die Arbeit. Auch Peter und Rodrigo erhoben sich zeitig und arbeiteten an den Büchern; als aber das Frühstück gegessen war, begab sich Peter nach Alicante hinab, um sich nach einer Fahrgelegenheit umzusehen.

Die Freunde hatten ihm geraten, lieber die Reise zu Schiffe zu machen, als sich auf dem Landwege Gefahren auszusetzen. Als er am Ufer vorüberging, sah er nur ein einziges Schiff, und er sah an seinem Namen, daß es ein europäisches war. Er ging deshalb zu dem Schiffer und fragte ihn, wohin er segle.

„In vier Tagen geht es nach Lissabon,“ gab der Schiffer zur Antwort. Als er ihn weiter fragte, ob er ihn und einen Freund mitnehmen wolle, erhielt er zur Antwort: „Das kann geschehen, aber ich würde an Ihrer Stelle zu Lande reisen; der Weg ist weit kürzer und nicht mit so vielen Gefahren verbunden.“

„Ich möchte die Küste kennen lernen,“ sprach Peter. Der Schiffer machte nun eine Forderung für die Mitnahme und die Kost und Peter schlug sogleich zu und versprach sich am vierten Tage um die Mittagsstunde an Bord einzufinden. Dann begab er sich wieder zu seiner Wohnung und teilte Rodrigo die Abfahrt mit dem Schiffe mit. Rodrigo freute sich über die Reise und arbeitete um so emsiger, um an dem bestimmten Tage zur Abreise fertig zu sein. Peter aber

brachte von jetzt ab den ganzen Tag bei den Bergleuten zu, die wacker darauf los schafften. Bald kamen sie an eine Stelle, wo das Erz so dicht lag und von einer solchen Güte war, daß sie darüber erstaunten.

„Wenn wir auf dem Boden angekommen sind,“ sagte Mankarz, „dann rate ich zum Verkaufe des Bergwerks, denn wir haben jetzt alle genug, um ein sorgenloses Leben zu führen. Es ist möglich, daß wir noch einen so kostbaren Fund tun, aber man kann ja anderen auch etwas gönnen.“

„Warten wir ab, bis die Edelsteine zu Gold geworden sind,“ antwortete Peter und hieb mit Eifer darauf los, so daß Negrotti genug zu tun hatte, das Erz hinauszuschaffen. Am Morgen des vierten Tages aber ging er nicht mehr hinab, sondern nähte die Edelsteine in einen Leibgurt und schnallte denselben um. Gegen Mittag aber nahmen sie Abschied von Mankarz und Negrotti und gingen den Berg hinab zu dem Schiffe.

Es war etwas früher mit Einladen fertig geworden, als der Schiffseigentümer vorausgesetzt hatte. Das Schiff stieß deshalb alsbald vom Ufer ab und fuhr in das mittelländische Meer hinein. Das Wasser war sehr klar und der Wind so günstig, daß sie rasch vorwärts kamen und die Meerenge von Gibraltar schon in wenigen Tagen erreichten. Nun ging es in den atlantischen Ocean hinein, aber auf der Tour nach Lissabon hatten sie mit widrigen Winden zu kämpfen und erst am zehnten Tage warfen sie im Hafen von Lissabon Anker.

Sie stiegen vom Schiffe ab und begaben sich in einen ersten Gasthofe der Stadt, wo nur die vornehme Welt und die Leute vom Hofe verkehrten. Hier war ihnen Gelegenheit geboten, den Hof und seine Mittel kennen zu lernen, ohne an demselben zu sein. Nachdem sie die Gewißheit erlangt hatten, daß Kauflust daselbst sei, teilte Peter dem Minister, den er unter der Zeit hatte kennen gelernt, mit, daß er nach Lissabon gekommen sei, um am Hofe Diamanten zu verkaufen.

Der Minister zuckte seine Schultern und gab, zur Antwort: „Sie müßten etwas Außerordentliches haben, wenn daraus etwas werden sollte, denn der Hof hat die schönsten Steine, die bisher in der Welt gefunden worden sind.“ Da sich Peter erbot, sie ihm zu zeigen, so nahm er das Anerbieten an, zuckte aber die Schultern. Peter legte ihm die Steine vor. Sobald sie der Minister sah, fing seine Augen an zu glänzen, und er sprach.: „Alle Welt, wo haben Sie die her? Das sind die schönsten und größten Diamanten, die ich je gesehen habe. Was fordern Sie dafür?“

Peter nannte ihm den Preis. Derselbe war so hoch, daß nur ein König daran denken konnte, sie kaufen zu wollen.

„Das Geschäft wird sich machen lassen!“ antwortete der Minister, „aber es geht nur durch mich und da ich Mühe damit haben werde, so erlauben Sie mir, daß ich dasjenige, was mir zukommt, mehr fordere.“

Peter bewilligte ihm das. Der Minister war froh darüber und schickte sogleich einen Kleidermacher zu ihnen, der ihnen Hoftracht anmessen sollte. Der Minister meldete sie indessen beim Könige an, und es wurde ihnen der Bescheid, sich am dritten Tage bei Hofe einzufinden. Der Minister unterrichtete die beiden Jünglinge über die Art ihres Auftretens und Benehmens bei Hofe, und als die Stunde gekommen war, in der sie dort erscheinen sollten, fuhren sie hin. Von dem Minister empfangen, wurden sie in die fürstlichen Gemächer geführt, wo sie lange warten mußten, bis sie gerufen wurden.

Als sie eintraten, fanden sie den König, den Minister und einen Kenner von Edelsteinen. Der König forderte sie auf, die Steine zur Besichtigung hervorzuholen, und Peter legte sie der Majestät vor. Der König schob sie dem Kenner hin, damit dieser ein Urteil über dieselben abgebe.

Beim ersten Anblicke derselben wurde er von einem unverkennbaren Erstaunen ergriffen; seine Augen leuchteten und seine Hände zitterten so stark, daß er erst nach einer Weile zu der Wage greifen und den schönsten der Steine darauf legen konnte. Nachdem er das Gewicht notiert hatte, wog er auch die anderen und sprach leise mit dem Könige. Der Minister trat jetzt auf ihn zu und sprach: „Sie fordern viel; der König gibt zu, daß die Steine den Preis wert sind, aber Sie werden schwerlich einen andern Käufer dafür finden, darum biete ich Ihnen weniger.“

Als er die Summe nannte, war dieselbe erheblich höher, als Peter dem Minister abgefordert hatte; aber ein verständlicher Blick der Augen sagte ihm, daß der Ueberschuß des Preises für den Minister war.

Nach einigem Zögern schlug Peter zu. Der König näherte sich ihm und sprach: „Ich werde das Geld in zwei Tagen in Ihren Gasthof schicken, und der Minister hat den Auftrag, die Steine gegen Ausbezahlung des Kaufpreises in Empfang zu nehmen.“

Die beiden jungen Männer entfernten sich und hatten Mühe ihre Freude zu verbergen. Als sie sich aber in ihrem Magen befanden, gaben sie sich einander stumm die Hand und ein Blick der Augen sprach genugsam ihre Wonne aus. Die beiden Tage verhielten sie sich ruhig in ihren Gemächern, beständig mit Erwartung auf die Ankunft des Ministers harrend.

Endlich wurde an die Tür geklopft und der Minister trat ein und überbrachte ihnen die

Nachricht, daß das Geld gleich kommen werde. Sie sollten die ganze Summe annehmen und darüber quittieren; ihre eigenen Geschäfte könnten sie dann später abmachen. Auf der Treppe hörten sie jetzt ein Geräusch; der Minister öffnete die Tür und herein traten zwei Rechnungsbeamte und eine Schar Diener, die unter ihren Mänteln verschlossene Kästchen trugen. Nachdem sie dieselben niedergelegt hatten, gingen sie hinweg und der Minister verschloß die Tür.

Das Zählen wurde nun vorgenommen, und es nahm viel Zeit in Anspruch. Als sie geendigt hatten, schoben sie ihm eine Quittung hin, unter welche er seinen Namen schrieb; dann gingen sie alle hinweg, aber der Minister kehrte bald zurück, nahm das Geld in Empfang und sagte ihnen, daß er im Begriffe stehe, mit einem königlichen Schiffe nach Frankreich zu fahren. Wenn sie von dieser Gelegenheit Gebrauch machen wollten, so sollten sie sich nach dem Gestade begeben und sein Geld mitnehmen.

Peter war damit sehr zufrieden; zahlte die Zechen und ließ sich von den Dienern des Hauses die Kistchen mit dem Geld zum Schiffe bringen, wo der Minister abends ankam. Hier hatten sie ein vortreffliches Quartier und die ganze Fahrt über das herrlichste Wetter. Als sie bei Alicante ankamen, bat Peter den Minister, an dem Berge anzuhalten, worauf sein Bergwerk lag. Als sie Anker geworfen hatten, schickte er seinen Freund Rodrigo zu den beiden Freunden und ließ sie bitten, die Kette hinabzulassen, da er einiges hinaufzuschaffen habe. Er selbst aber blieb noch an Deck, bis die Sachen ausgeladen und am Berge niedergelassen waren. Dann nahm er von dem Minister Abschied und dieser setzte seine Reise fort.

Bald darauf rasselten oben die Ketten und kamen hinab. Peter befestigte alle die Kistchen daran und gab das Zeichen zum Heraufziehen. Als das Gold oben war, machte er sich auf dem kürzesten Wege den Berg hinaus und trat in sein Haus. Die drei Freunde saßen um den Tisch, worauf die Kistchen niedergestellt waren, und erwarteten ihn.

Voller Freude reichte ihm Mankarz die Hand und gratulierte ihm. „Du bist jetzt reich genug,“ sagte er zu ihm, „denn wir haben beschlossen, daß Dir die letzte Einnahme allein zukommt.“

Peter wollte das nicht zugeben, aber sein Protestieren half nichts; die drei erklärten übereinstimmend, daß es ihm allein gebühre, und waren davon nicht abzubringen, so daß Peter sich endlich darein finden mußte.

Als das abgetan war, fuhr Mankarz fort: „Ich fürchte, daß wir das Bergwerk nicht weiter fortführen können, denn trotz unserer Geheimhaltung ist es doch in Alicante bekannt gewor-

den, daß wir glücklich gewesen sind. Gestern und heute sind Engländer hier gewesen, die das Bergwerk kaufen wollen, und ich bin des Glaubens, daß wir es losschlagen. Du kannst nicht immer auf diesem Berge sitzen, sondern mußt hinaus in die Welt, und Du hast jetzt Vermögen genug, um Dein Leben nicht mehr sorgen zu müssen. Verkaufe es ihnen also.“ Auch der andere riet dazu; aber Peter kam der Antrag zu schleunig. „Wir haben nur kurze Zeit gearbeitet,“ sprach er, „wäre es deshalb nicht besser, wir setzten die Arbeit noch eine Weile fort?“

Seine beiden Freunde waren anderer Meinung.

„Wenn die spanische Regierung erfährt, daß wir hier so reiche Ausbeute gemacht haben, dann kommt sie uns über den Hals und plündert uns,“ sprach Negrotti; „mein Rat wäre deshalb, das Bergwerk so bald als möglich loszuschlagen.“

Da auch Rodrigo sich dahin aussprach, so wurde Peter anderer Meinung. „Schreibe den Erwerb ein,“ sprach er zu Rodrigo, „ich will unterdessen hinuntersteigen und die Grube beschauen; Negrotti wird Dir die Ausfuhr angeben und unser Erlös zu Lissabon ist Dir bekannt.“

Mit Mankarz verließ er hierauf das Haus und sah in der Bretterbude große Massen Erz aufgehäuft, die in den letzten Tagen aus der Grube gekommen waren; dann stieg er mit Peter die Strickleiter hinab. Beim ersten Anblick sah er, daß während seiner Abwesenheit fleißig geschafft worden war. „Ich setze voraus,“ sprach Mankarz, „daß die Funde in der Tiefe mit der Erreichung des Wassers aufhören werden, und wir können kaum noch zehn Fuß vom Wasser entfernt sein. Was die Ader in der Höhe bringt, kann noch nicht ermessen werden, ich bin also der Ansicht, daß es besser ist, das Bergwerk zu verkaufen. Sie haben jetzt Geld genug und brauchen auf weitere Erwerbungen nicht mehr zu sehen.“

Er redete überhaupt so auf ihn ein, daß er sich entschloß, das Bergwerk zu verkaufen. Als sie zurückkehrten, lobten die beiden anderen seinen Entschluß und beschlossen, die Arbeit als beendet zu betrachten. Heute machten sie schon Pläne, wo sie sich niederlassen wollten. Negrotti wollte in Alicante bleiben, Mankarz nach Deutschland zurückkehren, Peter und Rodrigo wollten die Welt sehen und sich erst später zur Niederlassung entscheiden.

Sie saßen heute abend lange zusammen und machten Pläne, bis Peter endlich vorschlug, zu Bette zu gehen; aber es dauerte lange, ehe sie den Schlummer fanden; Peter war es nicht recht, daß er schon jetzt ein Unternehmen, welches ihm so großes Glück gebracht hatte, aufgeben sollte; die anderen aber träumten sich in

eine schöne Zuknuft hinein und waren wohl mit der Aufgabe des Bergwerkes zufrieden, nur Rodrigo war unschlüssig. Zwar hatte er am Bergbau keine Freude, aber liebte seinen Freund Peter so sehr, daß er sich auf alle Fälle zum Bleiben und Ausharren entschlossen hätte, wenn dieser es gewünscht hätte. Endlich aber schließen sie alle ein, aber im Traume beschäftigten sie sich noch mit denselben Gedanken, und als sie am folgenden Morgen erwachten, lag es allen schwer in den Gliedern.

VIII

Während sie beim Frühstück saßen, wurde an die Türe gepocht und herein trat Lord Cunningham, welcher sich erkundigte, ob Ebert zurückgekehrt sei. Peter gab ihm zur Antwort, daß er es selbst sei.

„Mein Aufenthalt in Spanien ist beinahe abgelaufen,“ sprach der Lord; „ich will deshalb, um keine Zeit zu verlieren, sogleich auf den Zweck meines Besuches eingehen; ich bin gekommen, um Ihnen das Bergwerk abzukaufen, und bitte Sie, mir zu sagen, ob wir des Handels einig werden können.“

„Es ist eigentlich nicht meine Absicht, dasselbe zu verkaufen,“ antwortete Peter, „denn in kurzer Zeit habe ich mit nur zwei Arbeitern so erfreuliche Resultate zuwege gebracht, daß ich bei der Fortsetzung der Arbeit auf einen ganz außergewöhnlichen Gewinn rechnen darf.“

„Kann ich die Gruben einen Augenblick sehen?“ fragte der Engländer. „Gewiß,“ gab Peter zur Antwort und lud ihn ein, ihm zu folgen. Auch die übrigen schlossen sich an, und sie traten oben, wo die Erze lagen, ein. Der Engländer beschaute sie ganz genau, und über sein Gesicht ging ein Zug der Zufriedenheit. Langsam an den Erzhaufen vorübergehend und zuweilen ein Stück aushebend, drückte er den Wunsch aus, in das Bergwerk selbst hinabzusteigen. Peter führte ihn deshalb zurück und die Treppe hinunter, und von da die Strickleiter hinab, wo Mankarz eine Lampe anzündete und in dem Erze herumleuchtete; auch auf die höher liegende Ader deutete er und erwähnte, daß mitunter auch große Diamanten gefunden würden.

Verwundert über diese Mitteilung, nahm er die Haue in die Hand und tat ein paar Schläge in das Erz hinein; aber er scharfte das entstandene Loch mit dem Fuße wieder zu, denn aus demselben leuchtete ihm ein Diamant entgegen. „Mein Herr,“ sprach er, „ich bin geneigt, Ihre Gruben zu kaufen. Lassen Sie die übrigen mit hinaufsteigen, damit sie den Kontrakt mit unterschreiben.“

Negrotti, welcher dem Engländer zugesehen

hatte, als er das Erz loshieb, nahm eine Schippe und grub den Diamanten heraus. Es war ein mittelgroßes Stück, hatte aber bei weitem nicht die Größe, als die früher gefundenen Edelsteine. Der Engländer, welcher geglaubt hatte, das Geheimnis bewahren zu können, machte ein verdrößliches Gesicht und hatte keine Ruhe, bis sie alle mit ihm hinaufstiegen. Mit Erregung fragte er den Peter Ebert, wieviel er für das Bergwerk haben wolle.

„Sehen Sie sich erst meine Bücher an,“ sprach Peter und legte ihm dieselben vor. Als der Engländer in den Büchern die beiden ungeheuren Posten sah, war er ganz außer sich und fragte, ob es denn noch mehrere solcher Diamanten in der Grube gebe. „Dafür kann niemand Bürgschaft übernehmen,“ gab Peter zur Antwort, „aber wahrscheinlich ist es.“

„Nun, wieviel fordern Sie für Ihr gesamtes Eigentum hier?“ fragte der Engländer.

Peter nannte den Preis seiner Diamantenfunde und forderte außerdem für alle Zeiten ein Viertel des Gewinns. Der Engländer schaute ihn mit großen Augen an und sagte: „Bei einer solchen Forderung ist an das Geschäft nicht zu denken. Sie müssen bedeutend abschlagen.“ Peter schüttelte mit dem Kopfe. Da wurde der Engländer ärgerlich und entfernte sich ohne Abschiedsgruß.

„Du hast einen dummen Streich gemacht,“ sprach Mankarz; „es ist eine Frage, ob sich in der Zukunft noch ein einziger Diamant findet; deshalb war Deine Forderung zu hoch.“

„Der Engländer wird schon wiederkommen,“ antwortete Peter; „seine Augen sprachen dafür.“

Einen Augenblick später wurde wieder an die Tür geklopft und der Lord Cunningham trat abermals ein. Er war sehr erregt und sprach: „Noch einmal vor meiner Abreise will ich einen Versuch machen. Ihre Forderung war so gestellt, als ob die Diamanten kein Ende nähmen. Wer bürgt aber dafür, daß in der Folge auch nur ein einziger gefunden wird? Lassen Sie das Viertel Ihrer Beteiligung fahren, geben Sie mir den heute morgen gefundenen Diamanten und das geförderte Erz zum Eigentum und lassen Sie erheblich von Ihrer Geldforderung ab.“

Peter schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Um Ihnen entgegenzukommen, sollen Sie den Diamanten und das Erz haben, aber bei meiner andern Forderung bleibt's.“ Der Engländer fuhr wieder wild empor und war im Begriffe, wieder fort zu gehen. Da legte sich Mankarz ins Mittel und sprach: „Wollen Sie mir einen Augenblick zuhören!“ Alle Blicke wandten sich nach ihm und er fuhr fort: „Lord Cunningham könnte nach meiner Ansicht auf Ihre Forderung eingehen, aber es ist doch etwas anderes, so-

gleich in barem Gelde bezahlt werden, als die Erfolge noch abzuwarten. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß er ein gutes Geschäft macht, und er kann die volle Summe, die für die Edelsteine gelöst worden sind, selbst für den Fall, daß es mit den Diamanten, aufhören sollte, leicht geben. Ich mache deshalb den Vorschlag, daß Ebert von dem Viertel der Beteiligung absteht und daß der Lord die von Ihnen geforderte Summe bar bezahlt.“

Der Lord machte ein fröhliches Gesicht und sagte: „Ich will darauf eingehen, wenn mir alles Eigentum des Herrn Ebert zugesprochen wird.“ Ebert wendete sich hin und her, aber Mankarz und Negrotti sprachen ihm so lange zu, bis er endlich mit dem Kopfe nickte und seine Zustimmung gab.

Es wurde nun rasch ein Kontrakt entworfen, den Käufer und Verkäufer und die drei Zeugen unterschrieben. „In zwei Stunden bin ich mit dem Gelde hier,“ sprach er beim Fortgehen; „aber niemand darf mehr mit einer Hand in dem Bergwerke rühren.“

Er ging eiligst hinweg. Peter aber begab sich ans Meer, wo er den Schiffer, der sein Erz nach Valencia gefahren hatte, bei seiner Rückreise von Lissabon in Ladung gesehen hatte. Rasch begab er sich auf das Schiff, wo er den Eigentümer traf und ihn fragte, wenn er die Reise nach Valencia antrete!

„Es sollte schon geschehen sein,“ sagte er, „aber ich warte auf eine Sendung Wein von Elche. Wenn sie heute Abend nicht eingetroffen ist, muß ich ohne sie absegnen.“

„Haben Sie noch für vier Mann Platz auf dem Schiffe?“ fragte Peter. „Allerdings,“ gab der Schiffer zur Antwort, „aber an Bequemlichkeit können Sie auf meinem Frachtschiffe nicht denken.“

„Wir behelfen uns schon,“ sagte Peter, „und erwarten Sie heute Abend an der bekannten Stelle.“ Damit schied er und gelangte noch, vor dem Engländer an dem Bergwerke an, wo er seinen Freunden sagte, daß er es für richtig halte, daß sie sich zum Aufbruche bereit machten, damit dem Mister Cunningham nachher niemand mehr im Wege stehe. Auf seinen Wunsch schafften Mankarz und Negrotti die Kisten an die Abladestelle und blieben als Wache dabei.

Bald nachher kam der Engländer mit einer Fahrkarre, auf welcher sich die Goldkisten und einiges Viehfutter befanden. „Schreiben Sie nur die Quittung,“ sagte er zu Peter, „und zählen Sie das Geld nach.“

Es wurde in mehreren Fässern herbeigerollt, und Peter und Rodrigo gaben sich ans Zählen. Sie hatten lange zu thun, bis sie damit fertig waren. Als sie geendet hatten, überreichte Peter dem Engländer die Quittung, dann zeigte er

ihm, daß noch alles im Hause vorhanden war, wie in der Stunde des Ankaufes, und verließ dann das Haus.

Da unterdessen die Dunkelheit schon eingetreten war, so hielt das Schiff bereits an der alten Stelle. Peter und Negrotti gingen deshalb hinab, die anderen aber blieben oben und ließen die Geldkisten und Fässer hinab. Peter zählte sie, und Negrotti brachte sie zu dem Schiffer, wo sie aufgeladen wurden. Als das letzte Stück von oben hinabgelassen war, kamen auch Mankarz und Rodrigo den Berg hinab, und nun gingen alle zu Schiffe und segelten im Mondenschein auf Valencia zu. Unterwegs überlegten sie, wo sie bleiben sollten. Negrotti sprach: „Ich bleibe in Valencia und werde mir dort ein hübsches Haus kaufen“; Mankarz aber sagte: „Ich wandere wieder nach Deutschland und lasse mich in Köln nieder.“ Peter und Rodrigo aber entschieden sich, ein Jahr in der Welt einherschweifen zu wollen.

Sie hatten sich auf ihren Kisten die Betten machen lassen. Dort schliefen sie endlich ein, und jeder von ihnen erging sich in munteren Träumen, bis sie von dem fröhlichen Gesange der Schiffer geweckt wurden und aufsprangen. Die Sonne leuchtete schon munter vom Himmel herab; deshalb verließen sie ihr Lager und freuten sich über die klaren Wasser des Meeres. Peter aber nahm den Schiffer auf die Seite und fragte ihn, ob das Bankhaus Poleta in Valencia so gut sei, daß man eine größere Summe Geldes dort niederlegen könne.

„Es ist besser als das königliche Haus von Spanien,“ gab er zur Antwort; „seit meiner Jugend habe ich nur das Rühmendste von demselben gehört, und alle reichen Leute bringen daselbst ihre Gelder zu guten Zinsen unter.“

Peter hatte schon oft dasselbe von ihm gehört und tat deshalb seinen Entschluß kund, sein Geld dort unterzubringen. Alle vier faßten denselben Entschluß. Kaum waren sie im Hafen angekommen, als sie einen Karren nahmen, die Holzkisten und Fässer darauf luden und zu dem Kaufmanne fuhren. Während die übrigen bei dem Karren blieben, begab sich Peter in das Bureau, wo er dem Chef des Hauses das Geld anbot.

Dieser war erstaunt, als er ihm die Gesamtsumme nannte; aber er was doch nicht sogleich zu bewegen, das Geld anzunehmen. „Es ist mir vor einigen Tagen von einem Staate die Anfrage zugekommen, eine noch höhere Summe herzuliehen,“ sprach er, „aber die bis jetzt gebotenen Sicherheiten sind mir nicht groß genug, und ich kann deshalb keine Zusage machen.“

So sprach auch der Geschäftsteilhaber und Peter war im Begriffe, sich zu entfernen, als ein Mann eintrat, an dessen Aeußerem man schon

eine hohe Stellung erkennen konnte. Die beiden Geschäftsinhaber verneigten sich tief vor ihm und fragten ihn, ob er die notwendigen Sicherheiten bringe. Er zog einen Brief aus der Tasche, den er ihnen überreichte. Er wurde geöffnet, und nachdem er gelesen war, sagten sie ihm, daß nun nichts mehr im Wege stehe, und daß er die Summe noch am heutigen Tage erhalten könne.

So werde ich, morgen früh kommen und sie in Empfang nehmen, gab er zur Antwort, nahm das Schreiben wieder an sich und verließ das Haus.

Der Bankier aber wandte sich jetzt an Peter und sprach zu ihm: „Wollen Sie mir Ihr Geld zu dem üblichen Prozentsätze lassen, so kann das Geschäft abgeschlossen werden.“

Peter fragte, wo es abgeladen werden sollte. „Lassen Sie die Karre auf den Hof fahren,“ antwortete der Bankier; „wir werden dann im Zimmer hinter diesem das Nachzählen vornehmen.“

Peter ging hinaus und ließ die Karre durch das Tor auf den Hof fahren; dann trug er den drei Freunden auf, die Geldkisten und Fässer von dem Hofe in das bezeichnete Zimmer zu tragen, wo sie von dem Bankier und einigen Gehülften empfangen wurden.

Das Zählen, wobei sieben Personen beteiligt waren, ging ziemlich rasch von statten. Negrotti und Mankarz nahmen einen Teil des Geldes für sich. Dann erhielt jeder von ihnen einen Schein über die Höhe seiner eingelegten Summe, und sie entfernten sich.

In einem Gasthofs versprachen sie sich nach Ablauf von zwei Stunden zu treffen; Peter aber begab sich zu dem Schmelzer, den er brieflich beauftragt hatte, seine Silberkuchen zu Geld zu machen. Er fand alles zusammen und nahm es an sich. „Ich habe mein Bergwerk verkauft,“ sprach er, „und dieses ist die letzte Zahlung, welche ich in Empfang nehme.“

„Wohl an einen Engländer,“ sprach der Schmelzer. „Ein Herr Cunningham lernte hier Ihr Erz kennen und fragte so mancherlei Dinge über den Eigentümer, daß ich seine Absicht wohl merkte.“

„Ja, ich hab' es an ihn verkauft,“ antwortete Peter, „und wünsche ihm so viel Glück, als ich es selbst gefunden habe.“ Damit nahm er Abschied und begab sich zu dem bezeichneten Gasthofs, wo die drei anderen ihn bereits erwarteten.

Es wurde nun geplant, wie sie künftig ihr Leben führen wollten. Mankarz und Negrotti wiederholten ihre Absicht, nur Peter und Rodrigo waren noch unentschieden; endlich sagte Peter: „Ich möchte mich noch etwas in der Welt umsehen, ehe ich einen Wohnsitz wähle.“ Auch Rodrigo teilte diese Absicht und sie kamen überein,

ihre Reise zusammen machen zu wollen.

Am folgenden Tage nahmen sie Abschied von einander, und Peter reiste mit seinem Freunde zu Fuß durch diejenigen Teile Spaniens, die ihnen bis zur heutigen Stunde unbekannt geblieben. Sie hatten jetzt Zeit und konnten sich nach Belieben überall, wo es ihnen gefiel, aufhalten. Nach und nach rückten sie gegen die Küste vor, bis sie nach Gibraltar kamen. Hier schlug Peter vor, nach Afrika überzusetzen. Sie sprachen also mit einem Schiffer, der die Tour jede Woche machte, wurden mit ihm einig und gingen zu Schiffe. In Ceuta angekommen, fanden sie das Leben ganz anders, als in Spanien und es dauerte einige Zeit, ehe sie sich an die Lebensweise der Afrikaner gewöhnen konnten, aber nach und nach ging es besser und sie reisten langsam auf den Süden zu, aber sie fanden auf ihrer Weiterreise so viel Unbequemlichkeiten, daß sie sich nach sechs Monaten entschlossen, zurückzukehren. Da sie sich in der Nähe des Ueberfahrtpunktes nach Italien befanden, so entschlossen sie sich kurz und nahmen ein Schiff, mit dem sie nach Sizilien hinüberfuhren.

In Palermo, wo sie wieder die Köstlichkeiten des Lebens empfanden, ließen sie sich längere Zeit nieder und bereisten dann die ganze Insel. Nach einem Monat aber fuhren sie weiter und gelangten endlich nach Neapel, wo sie ebenfalls eine mehrwöchentliche Pause machten und die dortigen Schönheiten hüben und drüben reichlich genossen. Dann gingen sie langsam nach Rom, wo sie ebenfalls längere Zeit blieben und alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nahmen.

Als sie dort alles gesehen hatten, beschlossen sie, sich künftig mehr zu eilen, denn beiden kam das arbeitslose Leben schal und nichtssagend vor. Als sie in der Schweiz ankamen, wurde der Geldbeutel so leicht, daß ein schnelleres Eilen nach dem Rheine beiden notwendig vorkam. Sie eilten also, so rasch sie konnten, Peters Heimat zu und als sie in Mülheim ankamen, war das Geld so gänzlich aufgegangen, daß sie keinen Tag hätten weiter reisen können.

„Wir wollen bei dem alten Jochem einkehren,“ sagte Peter, „dort habe ich noch den Anteil an dem Bergwerke und die Gelder für die Hausplätze zu gute.“ Als sie eintraten, war der erste Mensch, der ihnen begegnete, Mankarz. Als er die beiden Freunde sah, die er noch immer in Afrika glaubte, kannte seine Freude keine Grenzen.

Sie gingen zusammen wieder in das Haus, wo sie ihm eine Schilderung ihrer Reise machen mußten. Sie taten es mit kurzen Worten, dann aber fragte Peter nach Jochem und seiner Frau. „Sie sind im vorigen Jahre gestorben,“ sagte Mankarz.

„Tot?“ fragte Peter mit innigem Mitleid.

„Ja, und die Söhne sind am Bergwerk, um bei dem Anschläge eines neuen Stollens zugegen zu sein.“

„Geht es noch gut mit dem Bergwerke?“ fragte Peter. „Für unsereinen, der im Silber reich geworden ist,“ gab Mankarz zur Antwort, „ist es nicht viel, im allgemeinen aber kann man die Ausbeute eine gute, ja sogar eine vortreffliche nennen. Ich würde Dir aber dennoch raten, Deinen Anteil zu verkaufen, denn Du bist immer an die hiesigen Leute gebunden und kannst nichts überwachen.“

„Nun, es liegt mir selber nicht viel daran,“ gab Peter zur Antwort. „Wenn jemand kommt, der ein anständiges Gebot macht, so schlage ich los.“

Jetzt brachte die Köchin das Essen und die beiden Angekommenen erwiesen demselben alle Ehre. Noch waren sie nicht fertig, als die Söhne des Hauses eintraten. Sie waren ebenfalls sehr verwundert über die unvermutete Ankunft Peters und schüttelten ihm freudig die Hand.

„Herr Ebert,“ sprach der älteste Sohn, „Ihre Ankunft macht mir große Freude, denn das Kapital für die verkauften Hausplätze ist zusammen und Sie können es gleich in Empfang nehmen.“

„Bis zu meiner Abreise halten Sie es bei sich,“ antwortete Peter; „aber wie sieht es mit dem Kohlenbergwerke aus?“ „Vortrefflich,“ antwortete der junge Jochem; „wenn Sie einmal mitgehen wollen, dann werden Sie die Augen aufreißen.“

„Wieviel ist denn mein Teil wert?“ fragte Peter. „Viel Geld,“ gab er zur Antwort. „Mein Bruder und ich hatten den Plan, Ihren Anteil zu kaufen, weil wir glaubten, Sie würden Spanien nicht verlassen. Deshalb schrieb ich vor kurzem einen Brief an Sie und hatte Ihnen den, nach meiner wahren Ansicht, wirklichen Wert dafür geboten. Freilich ist er durch den neuen Stollen mehr wert geworden.“

„Wieviel hatten Sie mir denn geboten?“ fragte Peter; als aber Jochem ihm diese Frage beantworten wollte, sprach er: „Nein, schweigen Sie lieber still. Ich will mich erst fest überzeugen, welchen Wert er in Wirklichkeit hat. Mankarz wird mich in das Bergwerk begleiten, und nachher werde ich Ihnen meine Forderung stellen.“

Jochem schwieg; Peter aber erhob sich und bat Mankarz, ihn zu begleiten. Sie gingen hinweg, kamen aber bald an die Häuser, wozu ihnen Peter die Plätze verkauft hatte. Als sie an die Grube kamen und die Haufen Kohlen sahen, fragte er seinen Begleiter, wie die Ausbeute des Bergwerkes jetzt sei. „Gehe hinein und überzeuge Dich,“ antwortete dieser. Peter aber blieb draußen und sprach: „Ich sehe an diesen Koh-

lenhaufen, daß die Ausbeute eine gute ist, aber auf dem Wege hierher ist mir eingefallen, daß ich all mein Glück doch eigentlich dem verstorbenen Jochem verdanke. Laß uns wieder umkehren, denn ich habe bisher noch nichts getan, um meine Dankbarkeit zu beweisen.“

Sie gingen zurück, und Peter forderte nun von dem jungen Jochem die Abrechnung über sein Guthaben. Jochem holte die Bücher herbei, legte sie ihm vor und rechnete ihm sein Guthaben, sowohl an Kapital als an Zinsen heraus. Es war eine beträchtliche Summe, und Peter drückte den Wunsch aus, sie mitzunehmen. „Wenn Sie noch einen Tag hier verziehen wollen,“ sprach Jochem, „so werde ich sie herbeiholen. Sie stehen bei einem Bankhause in Duisburg.“

„Gut,“ gab Peter zur Antwort, „wenn Sie zurückkommen, bin ich bereit, auch meinen Handel wegen der Gruben mit Ihnen zu machen.“

Als Jochem das hörte, beeilte er sich, noch heute das Geld von Duisburg zu holen. Er ließ einen Karren anspannen, setzte sich darauf und fuhr davon.

„Sie sollten sich das Bergwerk doch einmal ansehen,“ sprach Mankarz, „es ist der Mühe wert, die prächtigen Lager zu betrachten.“

„Nun, Rodrigo,“ sprach Peter zu seinem Freunde, „gehen wir einmal hin?“ Dieser hatte noch kein Kohlenbergwerk gesehen und war deshalb gleich bereit, sie zu begleiten. Sie gingen also gleich zurück und ließen sich in den Schacht hinabbefördern, der sie zu den Hauptarbeiten brachte. Mankarz erklärte ihnen alles und sprach die Vermutung aus, daß die Funde noch eine lange Reihe von Jahren anhalten würden. „Wenn Du es verkaufen willst,“ sprach er zu Peter, „so kannst Du kühnlich für Deinen Anteil fordern –“

„Halt,“ unterbrach ihn Peter, „ich will den Wert nicht kennen.“ Mankarz schüttelte mit dem Kopfe, denn es kam ihm sonderbar vor, daß ein Mann, der sein Eigentum verkaufen wollte, sich nicht über den Preis desselben unterrichten lassen wollte.

Nachdem alles gründlich besehen war, sprach Mankarz: „Ist es Dir ernst, von dem wirklichen Werte des Bergwerks nichts wissen zu wollen?“

„Ja,“ gab Peter zur Antwort. „Wenn ich bedenke, wie ich an mein erstes Vermögen gekommen bin, so fordert die Dankbarkeit von mir, daß ich den Anteil an dem Bergwerke den Kindern des alten Jochem schenke. Meine erste Einnahme, ohne welche ich nie imstande gewesen wäre, das Silberbergwerk in Spanien wieder in Betrieb zu setzen, rührt von dem Verkaufe meines hiesigen Gutes her, und ich habe dabei der Hülfe des verstorbenen Jochem so viel zu danken, daß ich seinen Erben meinen Anteil

schenken will.“

Nun hörten alle Einreden des Mankarz auf, und sie machten einen Spaziergang, der sich ziemlich weit ausdehnte. Auf dem Wege sprach Peter: „Es wäre nun endlich Zeit für mich, an einen Wohnsitz zu denken. Nach Spanien mag ich nicht zurückkehren. Was hältst Du von Köln, Mankarz?“

Dieser gab zur Antwort: „Du könntest keinen besseren Platz wählen. Geh’ morgen mit mir hin. Neben meinem Hause kommt in einigen Wochen ein Gut zur Versteigerung, welches ich Dir anraten könnte, weil es ein wirklich feines Haus mit einem großen Garten ist und in der Folge im Werte wachsen wird!“

„Die Wahrheit zu sagen,“ antwortete Peter, „steht mein Wunsch auch auf Köln; es fragt sich nur, ob Rodrigo so fern der Heimat seinen Wohnsitz nehmen will.“

„Wir sind ja nicht daran gebunden und können zuweilen nach Spanien gehen, wenn es uns in Köln nicht mehr gefällt,“ gab Rodrigo zur Antwort. Damit war die Sache abgemacht und sie begaben sich wieder in ihr Quartier zurück.

Spät am Abend, als Peter und seine Freunde schon zu Bette gehen wollten, kam Jochem von Duisburg zurück und zählte dann Peter sein Guthaben mit den Zinsen auf. Er fand die Summe richtig und gab Quittung darüber, dann sprach er zu Jochem: „Sie haben den Wunsch geäußert, meinen Anteil an dem Kohlenbergwerke zu kaufen. Nun erinnere ich mich, daß ich durch die Hülfe Ihres Vaters eigentlich zum reichen Manne geworden bin, deshalb habe ich mich entschlossen, seinen Kindern meinen Anteil zu schenken, und lege Ihnen hiermit den Schenkungsakt vor.“

Jochem kam bei diesen Worten aus dem Konzept, denn er hatte niemals im entferntesten an ein solches Geschenk gedacht. Eiligst lief er hinweg und holte seine Brüder herbei, denen er die fröhliche Mitteilung machte. Denen erging es nicht besser, als ihm selbst, sie erschöpften sich in Dankesbezeugungen, aber Peter sprach: „Es ist genug, wir wollen uns jetzt zur Ruhe begeben. Morgen aber wünschen wir in der Frühe nach Köln abzufahren; sorget deshalb, daß wir ein Gefährt haben.“

Als sich die drei Reisenden am folgenden Morgen vom Schlafe erhoben, war das Frühstück schon bereit und der Wagen stand bereits vor der Tür. Inwendig waren drei Bänke befestigt, so daß sie bequem sitzen und die Gegend beschauen konnten. Nachdem sie das Frühstück zu sich genommen hatten, schüttelten ihnen die Jochems dankbar die Hand, und die Reisenden fuhren von dannen.

Zu Köln angekommen, lud sie Mankarz ein,

bei ihm zu wohnen. Sie gingen gerne darauf ein und besahen sich das Haus, welches nächstens verkauft werden sollte. Es gefiel ihnen vorzüglich, denn die Räume waren groß und behaglich eingerichtet und der Garten sagte ihnen besonders zu, weil er eine große Ausdehnung und viele Bäume mit gewaltigen Kronen hatte.

„Das Haus mit dem Garten will ich kaufen,“ sagte Peter. „Du kannst mein Gast sein, so lange es Dir bei mir gefällt.“ Rodrigo fand seine Wahl vortrefflich, und sie begaben sich sofort zu dem Eigentümer, der sie freundlich empfing. Als er die Absicht ihres Besuches hörte, gab er zur Antwort: „Ich habe den Verkauf von Haus und Mobiliar auf heute über vier Wochen festgesetzt, weil ich von Köln verziehe. Wollen Sie diese Zeit nicht abwarten?“

Peter sagte, daß ihm das Haus gefalle, daß er aber auf einem öffentlichen Verkaufe kein Gebot tun werde; er solle nur seine Forderung stellen, und wenn er nicht zu hoch gehe, werde er kaufen und gleich bar bezahlen. Dieses Anerbieten gefiel dem Eigentümer, denn es hatte ihm schon Sorgen gemacht, wie er später seine Forderung eintreiben solle. Er nahm ein Pergament aus der Tasche, auf dem das Haus mit dem Garten und jeder einzelne Gegenstand in demselben mit dem Verkaufspreise verzeichnet war. „Hier ist mein Anschlag,“ sprach er; „sehen Sie sich denselben gefälligst durch, und wenn Sie bereit sind, denselben zu geben, so sind wir einig. Ich bin bereit, mit Ihnen rund zu gehen und Ihnen jeden einzelnen Gegenstand zu zeigen.“

„Ich habe nicht viel Erfahrung im Abschätzen der Gegenstände,“ sprach Peter, „aber ich will den Nachbar rufen lassen, und was der sagt, das will ich geben.“

Er schickte den Rodrigo zu Mankarz und ließ ihn bitten, zu kommen, um beim Abschätzen behülflich zu sein. Er kam sogleich, ließ sich die Liste zeigen und begann die Gegenstände selbst abzuschätzen. Als er mit dem ersten Zimmer fertig war, fand er bei einer Vergleichung der Forderung, daß die Gegenstände einen höheren Wert besaßen, als der Eigentümer festgesetzt hatte. Da dasselbe auch bei den übrigen Zimmern der Fall war, so riet er dem Peter an, den Handel einzugehen.

Der Eigentümer war freudig von dem schnellen Zustandekommen des Geschäftes gestimmt und fragte, wann er die Zahlung erhalten könne. „Sobald der Kaufakt gemacht ist,“ antwortete Peter. „Das kann noch heute geschehen,“ gab dieser zur Antwort. „Ich werde zu dem Beamten gehen und Ihnen nachher die Zeit bestimmen, wann wir vor ihm erscheinen können.“

Peter und seine Freunde waren damit zufrieden, und noch am nämlichen Tage wurde der

Akt vollzogen. Der bisherige Eigentümer überreichte ihm den Schlüssel des Hauses und reiste noch an demselben Tage von dannen. Peter und Rodrigo aber zogen am folgenden Tage ein und hielten die Dienstboten, die sich noch in ihrem Hause befanden, bei.

Rodrigo gefiel es in Köln so gut, daß er den Gedanken an die Rückkehr in sein Vaterland aufgab und mit seinem Freunde dort wohnen blieb. Im folgenden Jahre aber reisten sie nach Valencia, wo sie ihr Guthaben in Empfang nahmen und sich dann wieder nach Köln zurückgaben, wo sie als geachtete Bürger lebten und sich stets als wohltätige Männer bewiesen.